

Methodologie und Methode

Vor dem Hintergrund der theoretischen Rahmung gilt es nun, das empirische Vorgehen dieser Arbeit zu erläutern, mit dessen Hilfe den gerade aufgeworfenen Fragen nachgegangen werden soll. Da diese Arbeit sich der Mittel der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung bedient, wird im methodologischen Teil zunächst erläutert, warum und inwieweit diese Mittel geeignet sind, dem Erkenntnisinteresse dieser Arbeit zuzuarbeiten. Im methodischen Teil werden dann die konkreten Schritte des Vorgehens bei der Erhebung und Auswertung vorgestellt und die wichtigsten Interpretationsentscheidungen offen gelegt.

METHODOLOGIE DER UNTERSUCHUNG: AUF DEM WEG ZU EINER PERFORMATIV-DEKONSTRUKTIVEN LESART

Im Folgenden wird es darum gehen, eine Lesart zu formulieren, die den Ansprüchen, die sich in der theoretischen Rahmung implizit formuliert finden, ebenso angemessen erscheint, wie den Erfordernissen methodisch nachvollziehbarer Forschung. Als Lesart verstehe ich im Anschluss an Hans-Christoph Koller eine Interpretation – unter mehreren möglichen –, die von einem spezifischen, angebbaren theoretischen und methodischen Ausgangspunkt her die Gewinnung von Erkenntnissen über einen ‚Gegenstand‘ zum Ziel hat (vgl. Koller 1999b). Das heißt für mich innerhalb meiner Interpretation zwar eine relative Geschlossenheit in der Analyse anzustreben, diese aber als Beitrag in einem (potentiellen) Spektrum von miteinander konkurrierenden Lesarten zu verstehen. Das Besondere dieser Lesart ergibt sich zum einen aufgrund des in spezifischer Weise zugeschnittenen Erkenntnisinteresses, zum anderen aus meiner Funktion als Interpretin. Der Begriff Lesart verweist damit auch darauf, dass hier im Rückgriff auf Theorien zu performativer Subjektkonstitution und Diskriminierung weder eine gänzlich eigenständige oder ‚neue‘ Methode biographischer Forschung entwickelt werden soll. Eher möchte ich meine Interpretationen als einer Perspektive oder Haltung geschuldete zu verstehen geben, die ich heuristisch als dekonstruktiv-performative bezeichne. Die Tragfähig-

keit dieser Perspektive wird sich an den durch sie ermöglichten Interpretationen und Erkenntnissen messen lassen müssen.

Einem Verständnis von Performativität ist diese Lesart insofern verpflichtet, als damit die grundlegende Perspektive bezeichnet werden kann, mit der im Rahmen dieser Forschung die Hervorbringung des Gegenstandes dieser Forschung aber auch allgemeiner sozialer Gegenstände und Wirklichkeiten verstanden wird. In der Auseinandersetzung mit Butlers Performativitätsverständnis war deutlich geworden, dass der Sprache dabei die Macht zugestanden wird, (systematisch) die Dinge zu erzeugen, von denen sie spricht. Ebenso musste die Vorstellung einer intentionalen Verfügungsgewalt von Subjekten über ihre Sprache dabei eingeklammert werden. Beide Gedanken leiten die nachfolgenden Interpretationen an und stellen den Nachvollzug dieser Herstellungsvorgänge in den Fokus.

Einem Verständnis von Dekonstruktion ist diese Lesart insofern verpflichtet, als damit die grundlegende Absicht des rekonstruktiven Vorgehens in der Interpretation beschrieben werden kann, wobei Dekonstruktion weniger als Methodik sondern eher als „Haltung“ zu verstehen ist (vgl. Zirfas 2001b, Zirfas 2001a, Gutiérrez Rodríguez 1999a). Der Begriff der Dekonstruktion geht auf Derrida zurück und kann im weitesten Sinn als eine bestimmte Denkbewegung gefasst werden, die Thomas Höhne folgendermaßen charakterisiert: „Das Nachzeichnen der Konstruktion, der damit verbundenen Differenzsetzungen und Effekte stellt einen Akt der Dekonstruktion dar, der eine notwendige Vorstufe zu einer Kritik ist“ (Höhne 2001: 212).

Die nachfolgenden methodologischen Überlegungen sind darauf ausgerichtet, zu klären, warum sich diese Arbeit über ihr Erkenntnisinteresse und ihre Forschungsfragen im Rahmen erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung situieren lässt (1.). Diese Situierung wird allerdings über die Stellungnahme zu internen methodologischen Fragen innerhalb der Biographieforschung verfeinert (2.) sowie in der Auseinandersetzung mit externen Kritiken an der Biographieforschung geschärft (3.).

Warum (erziehungswissenschaftliche) Biographieforschung?

In der Zusammenführung der theoretischen Perspektiven auf Diskriminierung und Subjektivierung hatte ich angegeben, auf der Basis von Lebensgeschichten die „Spuren“ von gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen natio-ethno-kulturell codierte Differenz relevant gemacht wird, rekonstruieren zu wollen. Weiterhin hatte ich angegeben, etwas über die (bildungstheoretisch interessanten) Spielräume von Subjektpositionen für vermeintliche ‚Migrationsandere‘ erfahren sowie die empirische Bedeutung von rassismusrelevanten Anrufungen für Subjektpositionierungs- bzw. Subjektivierungsprozesse versuchsweise klären zu wollen. Die Favorisierung eines biographieforscherischen Zugangs für die empirische Bearbeitung dieses Er-

kenntnisinteresses soll nachfolgend etwas ausführlicher begründet werden, indem die Stärken und Schwächen dieses Zugangs beleuchtet und diskutiert werden.

Sozialwissenschaftliche Biographieforschung ist als qualitativer Forschungsansatz dem interpretativen Paradigma (vgl. Wilson 1973) verpflichtet und steht damit einem Verständnis nahe, bei dem die Interpretationsleistungen und Sinngebungsprozesse der handelnden Subjekte zum Ausgangspunkt der Analyse von sozialem Handeln werden. Im Anschluss an Alfred Schütz lässt sich die Aufgabe von Sozialwissenschaftlern daraufhin als diejenige charakterisieren, diese lebensweltlichen Konstruktionen ersten Grades – die der Akteure also – so zu rekonstruieren, dass der Sozialwissenschaftler auf ihnen seine Konstruktionen zweiten Grades – also Konstruktionen über die lebensweltlichen Konstruktionen der Akteure – begründet aufbauen kann (vgl. Schütz 1971: 7). Bezogen auf das hier angestrebte biographieforscherische Projekt wäre also zu fragen, mit Hilfe welcher Konstruktionen die untersuchten sozialen Akteure sich zu gesellschaftlichen (Dominanz-)Verhältnissen selbst ins Verhältnis setzen und in welcher Weise sie sich als in diese Verhältnisse eingeschrieben zeigen. Damit wird aber bereits darauf angespielt, inwieweit die eher handlungstheoretische Ausrichtung eine Besonderheit des biographieforscherischen Zugangs bedingt: Zum einen richtet dieser Zugang einen Blick auf die soziale Wirklichkeit *aus der deutenden*, also immer schon interpretierenden *Perspektive eines Einzelnen*. Insofern erlaubt er gerade Aussagen über diese Deutungs-, Interpretations- und Aneignungsprozesse zu treffen. Zum anderen akzentuiert der biographieforscherische Zugang dabei *die Aktivität der sozialen Akteure*, die damit nicht nur als aktiv an der Herstellung ihrer sozialen Wirklichkeit beteiligt erscheinen, sondern in ihrer Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Strukturen explizit als handlungsfähig entworfen werden. Wolfgang Fischer-Rosenthal und Gabriele Rosenthal bestimmen deshalb als doppelten Anspruch der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung, sowohl die „soziale Wirklichkeit“ als auch die „Erfahrungs- und Erlebniswelten“ der sozialen Akteure rekonstruieren zu können (Rosenthal/Fischer-Rosenthal 1997: 411f., vgl. auch Rosenthal 2008). Grob vereinfacht ließe sich also sagen, sozialwissenschaftliche Biographieforschungsansätze fokussieren auf den sozialen Akteur als Einzelnen, wobei dessen deutende Welt- und Selbstausslegung und -aneignung interessiert und ihm bzw. ihr dabei ein hohes Maß an Handlungsfähigkeit im Umgang mit gesellschaftlichen Strukturen zugestanden wird.

Auch in der Erziehungswissenschaft hat sich die Biographieforschung mittlerweile als eigenständige Forschungsdisziplin etablieren können – sicher auch, weil dem erziehungswissenschaftlichen Interesse eine Konzentration auf das handelnde Individuum ebenso entgegen kommt wie die Betonung seiner bzw. ihrer Handlungsfähigkeit. Aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive ist Biographieforschung besonders deshalb interessant, weil Biographien oder Lebensgeschichten auch direkt als Lern- oder Bildungsgeschichten gelesen werden können (vgl. Ma-

rotzki 2000: 175, Schulze 2006: 39). Biographien weisen – so jedenfalls eine verbreitete Ansicht – regelhaft Entwicklungsprozesse von Individuen aus, die im biographischen Format kommunizierbar und damit auch wissenschaftlich bearbeitbar werden.¹ Insbesondere in ihrer Spezialisierung als bildungstheoretisch orientierte Biographieforschung, die ihre Konzeption der systematischen Auseinandersetzung Winfried Marotzkis (vgl. Marotzki 1990: 82ff.) mit dem Biographieforschungsansatz der sog. „Kasseler Schule“ um Fritz Schütze verdankt, bildet diese (angenommene) Nähe zwischen dem biographischen Format und Lern- bzw. Bildungsprozessen den Ausgangspunkt.² Der Ansatz der bildungstheoretisch orientierten Biographieforschung zielt allerdings nicht nur darauf, Lern- und Bildungsprozesse in Lebensgeschichten zu untersuchen, sondern zeichnet sich zudem durch einen ausgearbeiteten Bildungsbegriff aus, der für solche Untersuchungen als „Analysefokus“ dienen soll (vgl. Marotzki 1990: 124ff.). Die eingangs ausführlicher diskutierten Forschungsarbeiten von Rainer Kokemohr und Hans-Christoph Koller zu Bildungsforschung mit Migrationsbezug lassen sich ebenfalls diesem Ansatz der bildungstheoretisch orientierten Biographieforschung zurechnen (vgl. Kokemohr/Koller 1996: 90f., Koller 1999a, Kokemohr 2007).

Mit dieser Perspektive teilt meine Untersuchung grundsätzlich das bereits mehrfach markierte Interesse an Bildungsprozessen. Sie weicht jedoch von dieser Perspektive insofern ab, als sie – auf der Basis der in der theoretischen Rahmung entfalteten Überlegungen – die Konstitution zum Subjekt stärker *als gesellschaftlich*

- 1 So geht Theodor Schulze gar so weit, Biographien mit Lernprozessen in eins zu setzen, wenn er sagt: „Biographie ist ein sich selbst organisierender Lernprozess“ (Schulze 2007: 39). Fritz Schütze hatte bereits darauf aufmerksam gemacht, dass biographische Stegreiferzählungen „psychische Zustands- und Identitätsveränderungen“ (Schütze 1987: 119) dokumentieren könnten. Kritisch dazu äußert sich bspw. Armin Nassehi (1994), der vehement bezweifelt, „dass Biographien bzw. biographische Texte soziale Prozesse der Entwicklung und Wandlung biographischer Identitäten darstellen“ (Nassehi 1994: 49), weil er davon ausgeht, dass Erzählungen die Handlungsformen, die sie thematisieren, gerade nicht abbilden könnten (vgl. Nassehi 1994: 57). Wir werden auf dieses Argument in der ausführlichen Diskussion um Schützes sog. „Homologietheorie“ zurückkommen.
- 2 Dabei konzentriert sich das bildungstheoretische Interesse vor allem auf solche lebensgeschichtlichen „übergreifenden Prozessabläufen“, die Schütze in seiner Typologie als non-intentionale „Wandlungsprozesse“ kennzeichnet (vgl. Schütze 1984: 92). Solche spontanen „Wandlungsprozesse“ charakterisiert Schütze wie folgt: „Schließlich können die relevanten lebensgeschichtlichen Ereignisse wie im Falle von Handlungsschemata ihren *Ursprung in der ‚Innenwelt‘ des Biographieträgers* haben; ihre *Entfaltung* ist aber im Gegensatz zum Handlungsschemata *überraschend*, und der Biographieträger erfährt sie als systematische Veränderung seiner Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten“ (ebd., Hervorh. NR).

und diskursiv geregelten Prozess betont, der als Ver-Änderung³ in spezifischer Weise *diskriminierend wirksam* werden kann (vgl. Kap. Theoretische Grundlagen: 95ff., Zusammenführung: 213ff.). Das *Erkenntnisinteresse* dieser Untersuchung, die sich folglich eher im (größeren) Rahmen erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung situieren lässt, ist damit über das partikulare Interesse an Bildungsprozessen hinaus ausgeweitet. Es lässt sich angeben als Interesse an der *Rekonstruktion von Subjektkonstitutionsprozessen unter potentiell diskriminierenden Bedingungen in dekonstruktiver Absicht* und fokussiert dabei zunächst auf die zurichtenden, begrenzenden Aspekte, ohne jedoch die Aspekte von Handlungsfähigkeit auszuklamern. Ein biographieforscherischer Zugang bietet sich insofern an, als dieser explizit auf die „Rekonstruktion von Subjektivitätskonstitutionen“ abzielt, wobei „Subjektivität“ dabei allerdings vornehmlich als individuelles Sinn- und Deutungsgefüge betrachtet wird (vgl. Krüger/Marotzki 1996: 8) – was von meiner Perspektive abweicht. Zudem trägt die Biographieforschung dem prozessualen Charakter einer solchen Subjektkonstitution durch ihre prozessanalytische Betrachtungsweise Rechnung, die insbesondere im Prinzip der sequenziellen Auswertung auch ihre praktische Umsetzung findet (vgl. Bohnsack et al. 1998: 11). Die auf das ‚Wie‘ sozialer Prozesse in der lebensweltlichen Perspektive der handelnden Subjekte ausgerichtete *Forschungsfrage* lässt sich folglich zunächst so formulieren: *Wie beschreiben die Befragten sich selbst im Rahmen ihrer biographischen Erzählung und inwieweit lässt sich ein Einfluss von spezifischen rassismusrelevanten Anrufungen für die erzählten Subjektposition(ierung) rekonstruieren?*

Diese Frage lässt sich weiter ausdifferenzieren und bezogen auf das Interesse an ‚migrationsanderen‘ Subjektpositionierungsmöglichkeiten in drei untersuchungsleitenden Fragen präzisieren (s. auch Seite 214f.):

- Wie konstruieren Subjekte erzählend ihre Selbst- und Weltsicht, insbesondere im Hinblick auf den Kontext Deutschland? Nehmen die Befragten in ihren biographischen Erzählungen Bezug auf eine natio-ethno-kulturell codierte

3 Diese Wortschöpfung lehnt sich an den englischen Terminus des *othering* (vgl. Spivak 1988, auch Hall 1999b) an, mit dem eben jener Vorgang des „Zum-Anderen-Machens“ bezeichnet wird, durch den der imperiale Diskurs „die Anderen“ bzw. im Sinne Spivaks das „im Machtdiskurs ausgeschlossene Andere“ produziert. Im Sinne dieses Verständnisses kann man sagen, dass *othering* all jene Fragen tangiert, die im Zentrum meiner Arbeit stehen: Wie wird Fremdheit hergestellt? Wie werden Migrationsandere zu solchen? Wie werden Migrationsandere in ein hierarchisches System der Differenz eingeschrieben und in ihm positioniert? Gleichzeitig erscheint der Begriff in dieser Bestimmung auf die Passivität der Ge-Anderten hinauszulaufen, er ist aber gerade als kritischer Begriff konzipiert, der auf der Handlungsfähigkeit der Ge-Anderten insistiert (vgl. Reckwitz 2008: 98ff.).

Ordnung der Differenz im deutschen Kontext und inwieweit zeigen sie sich selbst als darin eingeschrieben?

- Lassen sich in einer anrufungstheoretisch geleiteten Reflexion auf erzählte Zugehörigkeits- und Differenzerfahrungen wichtige Anrufungen und Identifizierungen als ‚natio-ethno-kulturell Andere‘ herausarbeiten und kann dabei ein Zusammenhang zwischen diesen Anrufungen und biographischen Diskriminierungserfahrungen rekonstruiert werden?
- In welcher Weise gehen die Befragten mit ihren jeweiligen Positionierungserfahrungen um? Lassen sich und wenn ja, welche (subversiven) Strategien im Umgang mit Zuschreibungen ‚natio-ethno-kultureller Andersheit‘ aus ihren Erzählungen herausarbeiten und welches bildungstheoretisches Potential kommt ihnen zu?

Eine solche Situierung innerhalb erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung nötigt allerdings dazu, zu zwei internen biographieforscherischen Fragen Stellung zu beziehen, nämlich zum Verhältnis von Erfahrung bzw. Erlebnis⁴ und Erzählen im biographischen Format und zur Bedeutung der Erhebungssituation für das generierte biographische Format. Die Auseinandersetzung mit diesen internen Fragen der Biographieforschung mündet dann in ein Verständnis von Biographien als textförmigen Konstruktionen. Diese Situierung muss sich aber auch von zwei externen kritischen Fragen irritieren lassen, die erstens die Vernachlässigung gesellschaftlicher Strukturen in biographischer Forschung und zweitens biographische Formate als Exempel für moderne Geständnispraktiken problematisieren. Die Auseinandersetzung mit beiden externen Einwänden gegenüber der Biographieforschung führt dann zu einem Verständnis von Biographieerzählungen als produktiver diskursiver Praxis. Aufgrund der Entscheidung, mich im Rahmen meiner Untersuchung des relativ ausgearbeiteten Forschungsinstruments des narrativen Interviews zu bedienen, beziehen sich die Reflexionen der angegebenen Fragen direkt auf dieses biographische Format.⁵

-
- 4 Es ist dabei durchaus kritisch anzumerken, dass eine theoretisierende Unterscheidung zwischen Erlebnis und Erfahrung kaum vorgenommen wird, die bspw. mit Benjamin beschrieben werden kann als eine zwischen dem unmittelbaren, inkohärenten und nicht-verbalisierbaren Erlebnis und einer reflexiven Bezugnahme des Subjekts auf sich selbst, die traditional und im narrativen Modus erfolgt und als Erfahrung zu begreifen ist (vgl. Benjamin 1991). Erfahrung und Erlebnis werden im Kontext biographischer Forschung oft miteinander gleichgesetzt, auch wenn die einzelnen Autoren meist nur auf einen der zwei Begriffe Bezug nehmen.
- 5 Inwieweit das nachfolgend Gesagte beispielsweise auch auf literarische Selbstdarstellungen oder aufgeschriebene Autobiographien zutrifft, müsste sicherlich gesondert diskutiert

Biographien als textförmige Konstruktionen

Biographische Forschung ist, wie andere interpretative Sozialforschung auch, vor allem als Arbeit mit Texten zu charakterisieren, die sich bemüht – wie Uwe Flick formuliert – „soziale Realitäten durch Texte zu verstehen“ (Flick 1999: 43). Dabei liegen ihr nicht nur Texte zugrunde, sondern sie produziert selbst wiederum textförmige Ergebnisse. Dass – insbesondere die deutschsprachige – Biographieforschung sich zunehmend nicht nur auf Texte im engeren Sinne stützt, wie z.B. schriftliche Autobiographien, Tagebuchaufzeichnungen oder Briefe, sondern mündliche Erzählungen und ihre „Übertragung“ in Transkripte einen großen Stellenwert erhalten haben, verdankt sich sicherlich Fritz Schützes ausgearbeiteter Erzähltheorie und seiner Entwicklung des Forschungsinstruments „narratives Interview“ (vgl. exemplarisch Schütze 1983, Schütze 1987). Für diese Arbeit waren die Ausarbeitungen Schützes zur Erhebungs- und Auswertungsmethodik narrativer Interviews ebenfalls wichtig, dennoch werden in der nachfolgenden methodologischen Diskussion zentrale Grundannahmen Schützes in Zweifel gezogen. Es gilt zu verdeutlichen, warum und mit welchen Konsequenzen in dieser Arbeit das ‚vergangene reale Leben‘, auf das biographisches Erzählen zu referieren scheint, gerade als nicht zugänglich betrachtet wird. Auch soll in der vorgeschlagenen Perspektive das biographische Erzählen stärker als performativer Akt verstanden und hervorgehoben werden.

Schützes erzähltheoretische Grundannahmen in der Kritik

Grundlegend für Schützes narrationstheoretische Überlegungen ist die Annahme, mündliche Stegreiferzählungen stellten einen besonders geeigneten Zugang zu den „eigenerlebten Erfahrungen“ von sog. „Biographieträgern“ dar (Schütze 1983: 284). Diese Annahme geht zum einen auf die These zurück, wonach „Erzählungen eigenerlebter Erfahrung ... diejenigen vom soziologisch interessierenden faktischen Handeln und Erleiden abgehobenen sprachlichen Texte [sind], die diesem *am nächsten kommen*“ (Schütze 1987: 14, Hervorh. NR). Zum anderen findet darin ein Aspekt aus dem Konzept zu den „Zugzwängen des Erzählens“ (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977) seinen Ausdruck, wo die Autoren den Detaillierungszwang folgendermaßen charakterisiert hatten: „Die Rekapitulation eigenerlebter Erfahrungen in mündlichen Stegreiferzählungen bewirkt, dass sich der Erzähler in der Erzeugung und der Reihenfolge seiner narrativen Sätze *an den tatsächlich erfahrenen Ereignissen* und ihrer Reihenfolge *ausrichtet*“ (Kallmeyer/Schütze 1977: 189f., Hervorh. NR). Die damit zweifach in unterschiedlicher Weise postulierte Nähe zwischen Erzählung und (‘tatsächlicher’) Erfahrung im Erzählen erlaube deshalb über Stegreiferzählungen den sozialwissenschaftlich aussichtsreichsten Zugriff auf die Erfahrun-

werden. Diese Diskussion wird aber aufgrund ihrer geringen Relevanz für die hier dargestellte Untersuchung vernachlässigt.

gen des „Biographieträgers“ zu erhalten. Diese Annahme spitzt Schütze an anderer Stelle zu der Formulierung zu, der in der Stegreiferzählung dargestellte „Erzählstrom“ entspreche dem „Strom der ehemaligen Erfahrungen“ bzw. sei ihm „analog“ (Schütze 1984: 78).

Diese These – erstmals von Heinz Bude (1985) als „Homologietheese“ kritisiert – bewegt die methodologische Diskussion bis heute. Auch wenn Schütze selbst – in seiner differenzierten Sprache – eine solch einfache Gleichsetzung von Erfahrung und Erzählung gerade nicht nahe legt, sondern eher ihre Strukturanalogie ausweist, mündet diese Annahme von der Nähe zwischen Erzählen und Erfahrung forschungspraktisch doch in einer Bevorzugung der narrativen Passagen in Interviewtranskripten gegenüber beschreibenden oder eigentheoretischen. Gabriele Rosenthal schließt sich diesen Prämissen Schützes unmittelbar an (vgl. Rosenthal 2008: 51) und kennzeichnet es sogar als Stärke des schützeschen Denkens, dass er auf die „Korrespondenz der Erzählstrukturen mit den Erlebensstrukturen“ (Rosenthal/Fischer-Rosenthal 1997: 411) aufmerksam gemacht habe. Allerdings legt sie ihrerseits – und hier folgt sie Schütze nicht mehr – eigenständige, gestaltheoretisch inspirierte Überlegungen zum Verhältnis von Erleben, Erinnern und Erzählen vor, die gleichfalls der oft aktualisierten Kritik, Schütze vernachlässige den Konstruktionscharakter von biographischen Erzählungen, Rechnung trägt (vgl. Rosenthal 1995: 27ff.).

Dabei relativiert Rosenthal auch eine andere erzähltheoretische Grundannahme Schützes, (die ich als „Authenzitätsthese“ bezeichnen würde), die besagt, dass es eine erzählimmanente Generativität des Erzählvorganges gebe, die sich gerade nicht aus einem konkreten Intersubjektivitätsbezug, wie der Interviewsituation, ableiten ließe (vgl. Schütze 1984: 80). Demgegenüber akzentuiert Rosenthal deutlich, dass aus ihrer Sicht die Gegenwartsperspektive und auch die Interaktionssituation des Interviews selbst eine entscheidende Rolle für das spielt, was Schütze lediglich „Erfahrungsrekapitulation“ (Schütze 1984: 80) nennt. Anders als Schütze gibt sie das Verhältnis von Erlebtem, Erinnertem und Erzähltem als ein dialektisches Verhältnis zu verstehen, in dem eine Wechselwirkung zwischen den Elementen besteht, die sich in immer neuen Konstellationen zusammenfügen.

Sie präzisiert diese Vorstellung mit Verweis auf Husserls Begriffe der Noesis und Noema, wobei ersteres den Akt der (bewussten) Zuwendung zu etwas meint und letzteres die besondere Perspektive, in der sich ein Gegenstand dem Bewusstsein darbietet. Sie versucht damit ihre Position zu verdeutlichen, die im Wesentlichen darauf hinausläuft, dass sowohl die Auswahl dessen, was erinnert wird, als auch die Art, in der es erinnert wird (also der thematische Rahmen des Erinnerten) aus der Gegenwartsperspektive (unterschiedlich) konstruiert wird bzw. werden

kann.⁶ Sie gibt allerdings auch zu bedenken, dass „diese Konstruktion der Vergangenheit aus der Gegenwart ... jedoch nicht als eine jeweils von der erlebten Vergangenheit losgelöste Konstruktion zu verstehen“ (Rosenthal 2008: 167) sei. Sie weist damit also eine radikal konstruktivistische Perspektive auf Biographien zurück, die lebensgeschichtliche Erzählungen lediglich als aktuelle Konstruktionsleistung lesen, betont aber gleichzeitig, dass der unmittelbare Zugriff auf das Erlebte selbst schon allein deswegen unmöglich sei, weil es unabhängig von der Art seiner Darbietung eben nicht zugänglich sei. Damit geben biographische Erzählungen in ihrer Perspektive sowohl Einblick in die Gegenwartsperspektive der Erzählenden als auch Einblicke hinsichtlich deren damaligem Erleben.

Stärker als Gabriele Rosenthal betonen Rainer Kokemohr und Hans-Christoph Koller noch diese „(Re-)Konstruktion einer Lebensgeschichte aus der jeweils aktuellen Perspektive des Erzählers“ (Kokemohr/Koller 1996: 93) heraus. Aus dieser Einsicht leiten sie ab, stärker den konkreten Prozess der Konstruktion einer Lebensgeschichte im biographischen Erzählen rekonstruieren zu wollen, als das dargestellte Lebensgeschehen. Ihre Kritik richtet sich deshalb nicht allein auf die Grundannahme der „Homologietheorie“ Schützes, der besonderen Nähe zwischen den Strukturen der „Erfahrungsaufschichtung“ (Schütze 1984: 80) und den Strukturen ihrer narrativen Wiedergabe. Vielmehr hinterfragen sie auch Schützes allgemeine Annahme von der Existenz „kognitiver Figuren“ (ebd.) des Stegreiferzählens, mit deren Hilfe Schütze zu verdeutlichen sucht, dass die Ordnungsstrukturen oder Figuren der narrativen Darstellung von Erzählinhalten gleichzusetzen seien mit den sie hervorbringenden kognitiven Operationen, die er als kognitive Ordnungsprinzipien begreift (vgl. Schütze 1984: 83). Diese – ich würde sagen anthropologisierende – Tendenz Schützes weisen Kokemohr und Koller zurück und ersetzen das Konzept der kognitiven Figuren durch das Konzept rhetorischer Figuren, insbesondere im Rückgriff auf Ricoeur und White (vgl. Kokemohr/Koller 1996: 96f., ausführlicher Koller 1999a: 176ff., auch Koller 1993).

Der Verweis auf die rhetorische Figuralität des Erzählens macht nicht nur den Aspekt der aktuellen „Sinnstiftung“ (Koller 1999a: 176) im Erzählprozess stark, er verweist auch auf eine Strukturierung des Erzählten, die als sprachliche und somit auch kulturell vermittelte zu verstehen ist (vgl. Kokemohr/Koller 1996: 95). Aus den Überlegungen Ricoeurs zur Möglichkeit der Repräsentation historischer Ereignisse werde dabei deutlich, dass sich das Vergangene lediglich und einzig mit Hilfe rhetorischer Figuren repräsentieren lasse, was eine Identität zwischen Repräsentiertem und Repräsentation ausschließt. Die Beziehung zwischen beiden ist eine ver-

6 Ein ähnliches Verständnis der geleisteten biographischen Arbeit durch die Erzählenden findet sich auch bei Peter Alheit (2002), der betont, die (jeweilige) Lebensgeschichte greife (selektiv) auf einen biographischen Wissensvorrat zurück, der Überarbeitungen oder auch Neuzusammensetzungen von Lebensgeschichten ermögliche (vgl. ebd.).

weisende, rhetorische (vgl. Koller 1999a: 179f.). Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen steht für die biographieforschende Analyse die rhetorische Figuralität des Erzählten selbst stärker im Vordergrund, also bspw. die Suche nach der Verwendung von Metaphern, Metonymien, Synekdochen oder Ironie. Allerdings ist das Verständnis von rhetorischer Figuralität nicht allein auf diese sprachlichen (Wort- oder Satz-)Figuren im engeren Sinne beschränkt, sondern erstreckt sich ebenfalls auf umfassendere Erzählfiguren oder -muster, die z.B. im Anschluss an White (1991) als „archetypische Erzählformen“ wie Tragödie, Komödie, Romanze und Satire konkretisiert werden können (White 1991: 22). Weil sie der Gesamtanlage des Erzählten und den rhetorischen Figuren im Einzelnen mehr Beachtung zollen, sprechen diese Überlegungen auch gegen eine forschungspraktische Privilegierung von narrativen Passagen gegenüber beschreibenden oder eigentheoretischen (vgl. Koller 1999a: 182ff.). Kokemohr und Koller stehen damit der Idee, durch das Erzählen einen Zugriff auf das ‚tatsächlich Geschehene‘ zu erhalten, grundsätzlich skeptisch gegenüber und akzentuieren eher die aktuelle, kulturell vermittelte Konstruktionsleistung im Erzählprozess.

Ähnlich, wenn auch mit einer anderen Schwerpunktsetzung, argumentiert auch der US-amerikanische Soziologe Norman Denzin. Auch Denzin setzt seine Kritik an der sog. „Homologiesthe“ Schützes an, wenn er zu bedenken gibt, es gebe eine deutliche Differenz zwischen Erfahrungen und narrativen Texten über sie: „Narrative texts are interpreted as documentary evidence of real life experiences. ... But they are not those experiences“ (Denzin 1989: 58). Die schützesche Lesart biographischer Dokumente erkenne zwar theoretisch an, dass es sich bei diesen um Produkte eines interaktiven Prozesses handle, sie wirke aber trotzdem klar objektivierend (vgl. Denzin 1989: 57f.): Nicht nur werden menschliche Erfahrungen als Daten behandelt und insofern verobjektiviert, sondern gerade der Versuch, gleichsam objektive Strukturen aus diesen Daten herauszuarbeiten – bei Schütze z.B. als „Prozessstrukturen des Lebenslaufes“ (Schütze 1983: 283f., Schütze 1984: 93ff.) gefasst – führe zu einer Schwächung und Geringschätzung der subjektiv zugewiesenen Bedeutungen in diesen erzählten Lebensgeschichten. Eine dekonstruktive Perspektive müsste diese Forschung also vor allem daraufhin befragen, wie sie die Geschichten von Subjekten in Daten verwandle.

In dieser kritischen Auseinandersetzung deutet sich bereits Denzins eigene, stärker (de-)konstruktivistische Position an: Biographische Methoden sind für Denzin solche, „by which the ‚real‘ appearances of ‚real‘ people are *created*“ (Denzin 1989: 17, Hervorh. NR), wobei er diesen Konstruktionsvorgang als einen versteht, der maßgeblich durch die Konventionen westlicher Literatur orientiert wird (vgl. ebd.). Wenn Denzin die Konstruktion von Lebensgeschichten als Geschichten (stories) und damit als „fictions“ (Denzin 1989: 23, 77) hervorhebt, dann um mindestens auf zweierlei zu verweisen: Zum einen, dass diese – durch die biographische Methode generierten – Geschichten immer nur eine bestimmte Version der poten-

tiell zu erzählenden Vielfalt von Geschichten über ein Leben seien (vgl. Denzin 1989: 72). Zum anderen um die Bedeutung des kulturellen Kontextes zu betonen, der das Erzählen und Verstehen von Geschichten erst möglich mache (vgl. Denzin 1989: 73). Ähnlich wie Koller und Kokemohr hebt also auch Denzin hervor, biographische Forschung müsse einsehen, dass sie lediglich Zugang zu den sprachlichen ge- und überformten (Re-)Präsentationen von Erfahrungen erhalten könne (vgl. Denzin 1989: 69). Auch er stärkt damit den Stellenwert der subjektiven Zuweisung von Bedeutungen – der „Sinnggebung“ – im Erzählen. Gleichzeitig akzentuiert er stärker, die ebenfalls bei Kokemohr und Koller ausgewiesene Kritik gegenüber Schütze noch um den deutlicheren Hinweis auf den kulturellen und historischen Kontext, „[that] provide the languages, emotions, ideologies, take-for-granted understandings, and shared experiences from which the story flows“ (Denzin 1989: 74).⁷ Die konstruierten Geschichten über ein Leben müssten folglich immer auch vor dem Hintergrund dieses Kontextes interpretiert werden und folglich dessen Rekonstruktion mit einbeziehen.

Diese Zusammenschau verschiedener Kritiken und Erweiterungen von Schützes narrationstheoretischen Annahmen und ihren forschungspraktischen Konsequenzen hat verdeutlicht, warum den Gegenstand der Biographieforschung nicht – wie es bei Schütze heißt – „eigenerlebte Erfahrungen“ selbst bilden können, sondern vielmehr die notwendig *retrospektive (Re-)Präsentation solcher Erfahrungen im Erzählvorgang*. Gabriele Rosenthal hatte uns daran erinnert, dass die dabei erfolgende Konstruktion einer individuellen Lebensgeschichte selektiv auf bestimmte Erfahrungen Bezug nimmt und deren Auswahl und Einordnung innerhalb der Darstellung Aufschluss geben über aktuelle (biographische) Perspektiven des bzw. der Erzählenden. Rainer Kokemohr und Hans-Christoph Koller hatten darauf hingewiesen, dass das Konstrukt der Lebensgeschichte eine sprachliche, also kulturell vermittelte Strukturalität aufweise, die sie konkret anhand rhetorischer Figuren zu rekonstruieren suchen. Und Norman Denzin verdanken wir den Hinweis, die Konstruktion der Lebensgeschichte sei ihrem intersubjektiven Entstehungszusammenhang verpflichtet und erfordere eine analytische Einbeziehung ihres kulturell-historischen Entste-

7 Denzin verdeutlicht dies beispielhaft an der erzählten Lebensgeschichte eines Menschen, „Bill“, der Mitglied in der örtlichen Gruppe von anonymen Alkoholikern ist: Die in diesem Zusammenhang erarbeitete kulturelle Praxis des Selbstbekenntnisses im Selbsthilfekontext prägt den Modus, das Erzählmuster seiner Selbstdarstellung – auch wenn er sich außerhalb des Kontextes einer Gruppe von anonymen Alkoholikern bewegt (vgl. Denzin 1989: 69ff., 73). Gleichzeitig müsste die etablierte Sprachpraxis innerhalb einer Gruppe anonymer Alkoholiker in dem weiteren Kontext ihrer Situierung, z.B. einer provinziellen Gemeinde in den USA, betrachtet werden, usw. Das kulturell vermittelte solchen Sprechens und Verstanden-Werdens ist gerade in den „Selbstverständlichkeiten“ und Verstehens-Gewohnheiten zu entschlüsseln, auf die dieses Sprechen Bezug nimmt.

hungskontextes. Auch hatte Denzin – ähnlich wie Rosenthal, aber deutlich umfassender – betont, die aktuelle lebensgeschichtliche Konstruktion sei *eine* unter vielen Möglichkeiten über das zur Frage stehende Leben zu erzählen. Alle diese Hinweise verdichten sich zu der Annahme, dass im Rahmen der Biographieforschung – insbesondere mit der Methodik des narrativen Interviews – und in der konkreten Interviewsituation (interaktive) Konstruktionen von Lebensgeschichten hervorgebracht werden, die dann den Gegenstand der auf sie bezogenen Forschung bilden. Vor dem Hintergrund dieser Annahme möchte ich deshalb – im Anschluss an Sabine Reh (2003) – von der „Performativität der Biographieforschung“ sprechen, was vor allem verdeutlichen soll, dass der biographieforscherische Zugriff auf Texte, die als biographische Texte gelesen und aus biographischen Interviews generiert werden, solche Biographien erst mit hervorbringt, die den Gegenstand biographischer Forschung bilden.

Zur Performativität der Biographieforschung und ihren Konsequenzen

Die bisherigen Ausführungen sollten verständlich machen, warum ich die Biographieforschung selbst als (mit-)verantwortlich für die Hervorbringung ihres Gegenstandes betrachte, nämlich einer aus Anlass der Forschung konstruierten lebensgeschichtlichen Erzählung, die später in einen schriftlichen Text überführt wird. Wenn man den Gegenstand biographischer Forschung folglich als Konstruktion einer Lebensgeschichte betrachtet, dann geht damit für mich vor allem die Zurückweisung der objektivierenden oder auch anthropologisierenden Tendenzen von Schützes Erzähltheorie Hand in Hand:

Nicht allgemeine „kognitive Ordnungsprinzipien“ (Schütze 1984: 83) strukturieren die Erzählungen in der hier vorgeschlagenen Perspektive, sondern ihre Struktur ist einer sprachlichen Figuralität geschuldet, die sich auch als Ausdruck von kulturell-historisch spezifischen (westlichen) Konventionen des (literarisch inspirierten) Aufschreibens und Erzählens von Geschichten lesen lassen muss. Ich möchte deshalb vorschlagen, die Figuralität der Darstellung ernst zu nehmen und zum Gegenstand der Interpretation zu machen, mich dabei aber nicht auf rhetorische Figuren im engeren Sinne beschränken.

Auch Aussagen über den „Biographieträger“ (Schütze 1983: 284) treffen zu wollen, erweist sich angesichts eines Verständnisses von der Konstruktion einer Lebensgeschichte im Erzählvorgang als wenig sinnvoll. Schließlich impliziert eine solche Rede, die Interpretation der lebensgeschichtlichen Erzählung ließe Rückschlüsse auf ein – gleichsam dahinter stehendes und die Authentizität des Gesagten verbürgendes – konkretes, empirisches Subjekt zu. Selbstverständlich beruft sich die Konstruktion der Lebensgeschichte – wie Rosenthal verdeutlichte – auf erlebte Erfahrungen eines einzelnen Menschen. Gleichzeitig verweist die Rede von der Lebensgeschichte als „fiction“ aber darauf, dass weder diese Erfahrungen noch das

Subjekt als solche, sondern lediglich vermittelt über die (re-)präsentierte Lebensgeschichte wissenschaftlich zu erfassen sind. Ich möchte mich deshalb auf ein Sprechen beschränken, das die am bzw. im Text auftretenden Instanzen Erzähler und Hauptfigur (Protagonist) unterscheidet und lediglich über sie Aussagen trifft. Dem Erzähler im lebensgeschichtlichen Text kommt eine moderierende Rolle zu, er führt in Handlungszusammenhänge ein und tritt damit in gewisser Weise als Konstrukteur der (re-)präsentierten Lebensgeschichte auf. Die Hauptfigur erscheint demgegenüber als handelnd in der Erzählung und bildet das Protagonisten-Ich dieses Textes.⁸

Ebenso fragwürdig erscheint mir die relativ undifferenzierte Bezugnahme auf „die Lebensgeschichte des Biographieträgers“ (Schütze 1983: 284), die nahe legt, Forschende können sich direkt auf die im Rahmen des narrativen Interviews entfaltete Lebensgeschichte beziehen. Eine solche Perspektive vernachlässigt – den forschungspraktisch durchaus folgenreichen – Umstand, dass sich die Aussagen der Forschenden lediglich auf eine sprachliche (Re-)Präsentation der Lebensgeschichte beziehen, die überhaupt nur in Form eines Textes bearbeitbar und zugänglich ist. Hier wird deutlich, dass bei Schütze die Transkription, also die Aufbereitung des Interviews in einer textanalytisch bearbeitbaren Datenform (vgl. Schütze 1987: 16), als möglichst genaue *Übertragung* verstanden wird. Demgegenüber möchte ich vorschlagen, sie bereits als *ersten Interpretationsschritt* zu verstehen, der nicht nur die Lebensgeschichte – wie Denzin anmerkte – verobjektiviert, sondern auch notwendig selektiv codiert und lebensgeschichtliche Erzählungen als letztlich textförmige Konstruktionen zugänglich macht.

Auch die Vorstellung, eine solche lebensgeschichtliche Erzählung sei einmalig und an die Identität des Erzählenden unmittelbar gebunden, also „seine Geschichte“ (Schütze 1987: 49, Hervorh. i.O.), was mit großen Ansprüchen an deren Authentizität verknüpft ist, erscheint angesichts der bisherigen Überlegungen überzogen.⁹ Es

8 Von dem gleichsam hinter dem konkreten Text stehenden ‚realen Subjekt‘ spreche ich demgegenüber lediglich als von „dem Interviewten“, über den auf der Basis des Interviewtextes aber keine interpretativen Aussagen gemacht werden sollen, weil dies aus meiner Sicht den performativen und produktiven Charakter des forschenden Text-Interpretations-Geschäftes verdecken würde.

9 Ilse Südmersen bringt diesen bei Schütze angelegten Anspruch der Einmaligkeit gegenüber narrativen biographischen Interviews auf den Punkt, wenn sie deren doppelte Einmaligkeit empfiehlt: „Zu bemerken wäre außerdem noch, dass solche Ereignisse, die – zumindest unter dem interessierenden Gesamtthemenkomplex – *zum ersten Mal erzählt werden*, die größtmögliche Gewähr für die Schilderung von tatsächlich zugrundeliegender Handlung bieten. Sind Ereignisse bereits mehrfach retrospektiv aufgearbeitet, also erzählt, verändert sich der Stellenwert. Sie werden z.B. zu Anekdoten, die in einem anderen Bewertungsrahmen zu sehen sind. Ferner ist wichtig, dass die Erzählenden den Interview-

ist – insbesondere im Rückgriff auf Denzin – wenig plausibel, eine lebensgeschichtliche Erzählung, die anlässlich eines spezifischen Forschungsinteresses initiiert wurde, als ‚die‘ Biographie ihres Erzählers zu verstehen. Ich möchte demgegenüber vorschlagen, sie deutlich als situationsspezifische Konstruktionsleistung zu verstehen, die deshalb eine Reflexion auf den interaktiven Kontext ihrer konkreten Produktion – in der Interviewsituation – ebenso erfordert, wie eine Reflexion auf ihren historisch-kulturellen Rahmen.¹⁰

Zusammengenommen finden diese Überlegungen ihren Ausdruck in der methodologisch begründeten Setzung, den *lebensgeschichtlichen Text*, der die Grundlage für die darauf aufbauenden wissenschaftlichen Interpretationen (bzw. Konstruktionen) bildet, als *Inszenierung* zu verstehen. Von der konstruierten und (re-) präsentierten Lebensgeschichte als Inszenierung zu sprechen, hilft aus meiner Sicht ihrer doppelten Performativität (sprachlich und analytisch) Rechnung zu tragen: Einerseits weil damit verdeutlicht wird, dass sie als Inszenierung nur aufgrund eines spezifischen situativen Anlasses entworfen, erzählt und verschriftlicht wurde sowie als eine spezifische Perspektive auf das erzählbare Leben zu einem bestimmten Zeitpunkt gelesen werden muss (Performativität der Biographieforschung). Andererseits weil darin sichtbar wird, dass die Darstellung in ihrer sprachlichen Figuralität selbst eine (soziale) Handlung vollzieht, in der gleichsam Akteure, Handlungen, Beschreibungen, Evaluationen usw. zueinander in ein spezifisches Verhältnis gestellt und als – nicht notwendig kohärenter – Gesamtzusammenhang konstruiert werden (Performativität des lebensgeschichtlichen Erzählens).

Bevor diese Überlegungen im Hinblick auf das konkrete interpretative Vorgehen dieser Untersuchung weiter präzisiert werden können, gilt es sie im Rückgriff auf zwei externe kritische Anfragen gegenüber der Biographieforschung weiter zu schärfen. Die nachfolgende Auseinandersetzung mit dem Vorwurf der Vernachlässigung gesellschaftlicher Strukturen in biographischer Forschung, wie auch mit dem

wern diese Geschichte *erstmalig* erzählen, also ein Informationsgefälle vorliegt. Es fehlt sonst die Veranlassung zum Erzählen, vielmehr wird auf bereits vorhandenes Wissen rekurriert“ (Südmersen 1983: 296, Hervorh. NR). Beide Hinweise sind durchaus wichtig, aber ihre Verabsolutierung scheint mir unangemessen.

- 10 Wobei Schützes eigene Forschungsarbeiten sich einem solchen Einbezug des historisch-kulturellen Rahmens durchaus verpflichtet fühlen, auch wenn sie ihn nicht ausdrücklich fokussieren. Er sagt: „Stegreiferzählmaterialien bringen die konkreten Ereignisverwicklungen singulärer Identitäten (ob individueller oder kollektiver) in ihrer situationellen, historischen und biographischen Besonderheit zum Ausdruck“ (Schütze 1987: 41). Für Schütze ist es eher eine Frage des sozialwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses, ob dabei eher „die Herausarbeitung elementarer Prozessstrukturen des Lebenslaufs“, „ein spezieller sozialer Prozess in seinen Auswirkungen auf den Lebenslauf“ oder „eine biographische Beratung mit dem Betroffenen“ (Schütze 1983: 292f.) im Zentrum stehen.

Vorwurf, sie fungiere als Geständnis-technologie, lassen sich dabei auch als – wenn auch sehr allgemein angelegte – Reflexionen hinsichtlich des historisch-kulturellen Rahmens lebensgeschichtlicher Erzählungen lesen. Wie bereits angekündigt, legen sie nahe, lebensgeschichtliches Erzählen als produktive diskursive Praxis zu begreifen.

Biographisches Erzählen als produktive diskursive Praxis

Angeichts des vorgestellten theoretischen Rahmens der Untersuchung, der sich maßgeblich aus diskurstheoretischen Überlegungen speiste, eröffnet sich zwischen dieser theoretischen Rahmung und der gewählten empirischen Bearbeitungsmethode der Biographieforschung ein gewisses Spannungsverhältnis. Während die Biographieforschung eher handlungstheoretischen Prämissen folgt und versucht, die individuellen Zugänge zur sozialen Wirklichkeit aus der deutenden Perspektive von Einzelnen nachzuvollziehen, weisen die diskurstheoretischen Ansätze gerade auf die gesellschaftliche Vermitteltheit solcher Deutungsaktivitäten hin. So neigen die einen eher einer Betrachtung von Handlungen und Individuen zu, die anderen verweisen stärker auf deren strukturelle oder gesellschaftliche Rahmungen. In diesem Spannungsverhältnis zwischen individuen- und gesellschaftsbezogener Betrachtungsweise entwirft sich die Biographieforschung selbst und ihren Gegenstand Biographie allerdings gern als „Vermittler“ (vgl. exemplarisch: Fischer/Kohli 1987). Für eher gesellschaftstheoretisch orientierte externe Kritiker, die sich ihrerseits ebenfalls um eine Vermittlung zwischen Struktur und Handlung bemühen, erscheint biographische Forschung aber ebenso gern als zu handlungs- und individuenzentriert. Anhand einiger Überlegungen von Bourdieu und Foucault soll exemplarisch diese Schwierigkeit – wenn man so will, des Unterschiedes zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung biographischer Forschung – und die daraus abgeleiteten Herausforderungen für diese diskutiert werden. Der zentrale Unterschied ist dabei, dass Bourdieu sich direkt kritisch auf Biographieforschung mit dem Vorwurf der Erzeugung einer biographischen Illusion bezogen hat (vgl. Bourdieu 1990), während sich Foucaults Kritik meines Wissens lediglich allgemein auf die Humanwissenschaften bezog (vgl. Foucault 1994a, Foucault 1994b, Foucault 1986). Dennoch lässt sich ihre Kritik aus meiner Sicht sinnvoll in der Herausforderung für biographische Forschung verschränken, sich über ihr Subjektverständnis Rechenschaft abzulegen – wobei sich aus dieser Herausforderung je unterschiedliche Forderungen ableiten lassen.

Biographisches Erzählen zwischen Illusions- und Geständnisproduktion

Bourdieu's Kritik, die sich in seinem Artikel „Die biographische Illusion“ (1990) pointiert artikuliert findet, kulminiert in der These, dass biographische Forschung für eine angemessene Betrachtung ihres Gegenstandes den „Umweg“ (Bourdieu

1990: 81) über die „Konstruktion des [sozialen] Raumes“ (ebd.) nehmen müsse.¹¹ Diese These geht auf seine Forderung zurück, das Verständnis eines biographischen Lebensweges setze voraus, die „objektiven Bedingungen“ zu rekonstruieren, „die den betreffenden Akteur ... vereinigt haben mit der Gesamtheit der anderen Akteure, die im selben Feld engagiert sind und die demselben Möglichkeitsraum gegenüberstehen“ (ebd.). Schließlich geht Bourdieu davon aus, die „praktische Identität“ (Bourdieu 1990: 77), der Habitus, konstituiere sich in Auseinandersetzung mit und als praktische Antwort auf die Bedingungen der Felder, in denen der jeweilige Akteur gleichsam mitspielt (vgl. auch Bourdieu 1997b, Bourdieu et al. 1996).

Die Rekonstruktion der Feldbedingungen und der Positionierungen von Akteuren im sozialen Raum stelle deshalb eine notwendige Voraussetzung dar, die lebensgeschichtlich dokumentierten Bewegungen sozialer Akteure zwischen den Feldern und ihren spezifischen Anforderungen überhaupt lesen zu können. Ohne diese Rekonstruktion – so Bourdieus Metapher – würde biographische Forschung gewissermaßen versuchen, eine Reise oder eine Metrostrecke zu entziffern, ohne auf eine Vorstellung von den „objektiven Bedingungen“ des Landes oder des Streckennetzes zurückzugreifen, in dem sie sich bewegt (vgl. Bourdieu 1990: 80f.). Deutlicher kann man die gesellschaftstheoretische Beschränktheit der Perspektive, die Bourdieu biographischer Forschung damit attestiert, kaum formulieren. Aus dieser Kritik lässt sich ableiten, dass biographische Forschung in der *Gefahr steht, die notwendig beschränkten Perspektiven des erzählenden sozialen Akteurs auf die objektiven Bedingungen seines Lebens zu wiederholen*.

Bourdies Forderung, biographische Forschung um den notwendigen Umweg einer (Re-)Konstruktion des sozialen Raumes zu erweitern, wird dabei argumentativ vorbereitet durch eine Kritik an der Subjektvorstellung, die biographischer Forschung unterlegt sei. So kritisiert Bourdieu, eine biographische Erzählung sei notwendig an dem Ziel ausgerichtet, Sinn zu machen und „Kohärenz und Konsistenz darzustellen“ (Bourdieu 1990: 76). Für Bourdieu verweist der Versuch, eine Lebensgeschichte zu produzieren bzw. „das Leben als eine Geschichte zu behandeln“ (ebd.), aber gerade darauf, dass der biographische Erzähler ebenso wie der Biographieforscher einer „rhetorischen Illusion“ (ebd.) anhängen bzw. sich ihr unterwerfen, die er als „triviale Vorstellung der Existenz“ (ebd.) charakterisiert: Existenzphi-

11 Ursula Apitzsch wirft Bourdieu allerdings vor, er habe seine kritischen Anmerkungen gegenüber der Biographieforschung durch seine Arbeit an „Das Elend der Welt“ (Bourdieu et al. 1997) – die maßgeblich auf biographischen Interviews fußt – bereits forschungspraktisch und forschungslogisch selbst widerlegt (vgl. Apitzsch et al. 2006: 38). Aus meiner Sicht erübrigt sich dadurch aber gerade nicht eine Auseinandersetzung mit seinen kritischen Argumenten, die ich als gewinnbringend einschätze. Eher konkretisiert Bourdieu in „Das Elend der Welt“ forschungspraktisch gerade, wie eine gesellschaftstheoretisch informierte Biographieforschung aussehen kann.

losophie, literarische Tradition¹² und bürgerliche Gesellschaft legten nicht nur nahe, das Subjekt als mit sich selbst – durch die Zeit – identisches zu verstehen, als kohärentes Ich. Die soziale Welt erzwingt diese „Totalisierung und Vereinheitlichung des Ich“ (Bourdieu 1990: 77) geradezu, indem sie Ernennungen institutionalisiert und den Eigennamen zum Fixpunkt oder Ausweis macht für weit reichende soziale Klassifikationen (anhand von Kategorien wie Nationalität, Geschlecht, Alter), die praktisch unterschiedliche Zugänge, Ressourcen und Rechte zu und in Feldern des sozialen Raumes regeln.

Die bourdieusche Forderung biographische Forschung möge der (Re-) „Konstruktion des sozialen Raumes“ und dessen „objektiven Bedingungen“ Rechnung tragen, ist damit nicht allein eine Forderung nach einer – gesellschaftstheoretisch informierten – umfassenderen (Biographie-)Forschung, sondern auch eine umfassendere Forderung danach, sich als wissenschaftliche Forschung kritisch gegenüber der *sozialen Illusion Biographie*, als Erzählung eines kohärenten Selbst, zu stellen.¹³ Es geht Bourdieu dabei auch um den Hinweis, dass die Individualität, an der Biographieforschung ihren Ausgangspunkt nimmt, eine sozial konstruierte sei, die den dauernden Wandel und die Pluralität der sozialen Welten wie der Akteure in ihnen gerade verdecke (vgl. Bourdieu 1990: 78). Wie Bourdieus Argumentation verdeutlicht, erweist sich der Gegenstand der Biographieforschung folglich nicht nur als sozial konstruierter, sondern die Biographieforschung stabilisiere diese soziale Illusion vom mit sich selbst identischen Subjekt noch, indem sie ihr gewissermaßen huldige. Dieser Hinweis problematisiert damit auch implizit eine forschende Betrachtungsweise von „Biographien“, in denen erzähldarstellerische Kontingenzen als Hinweise auf psychisch belastende Ereignisse (vgl. Schütze 1987: 97) leicht pathologisierend interpretiert werden, weil sie mit der – eher unexplizierten – Subjektvorstellung biographischer Forschung brechen. Gerade diese forschungspraktische Affinität zwischen biographischer Forschung und einem modernen Verständnis von „Identität“ und „Subjekt“ lässt sich auch mit Rekurs auf Foucault als Problem ausweisen.

Auch wer – wie Thomas Schäfer und Bettina Völter (2009) – versucht, Foucaults grundsätzliche Subjektkritik gegenüber biographischer Forschung in Anschlag zu bringen oder besser die Praxis der Biographieforschung unter foucaultscher Perspektive zu beleuchten, findet sich unversehens verwiesen auf die Verstrickung der Biographieforschung in Wahrheitsproduktionen über „die schöne Totalität des Individuums“ (Foucault 1994b: 278). Wenn auch in anderer Form, so bildet auch aus foucaultscher Perspektive das Subjektverständnis der Biographie-

12 Das Argument ähnelt an dieser Stelle dem bereits von Norman Denzin ins Feld geführten (s.o.).

13 Wie nachfolgend verdeutlicht werden wird, lässt auch eine foucaultsche Perspektive auf biographische Forschung eine solche Forderung als notwendig und sinnvoll erscheinen.

forschung und die damit verbundene Produktion von Wahrheiten über solche Subjekte das Zentrum ihrer Infragestellung.

Foucaults genealogische Analysen verweisen darauf, dass und wie die von den Humanwissenschaften hervorgebrachten Diskurse und Wissensformen der Moderne in gesellschaftliche Machtverhältnisse verstrickt sind: Der Einzelne gerät nicht nur im Hinblick auf seine Handlungen, sondern zunehmend bezogen auf seine „Innerlichkeit“ in den beobachtenden und disziplinierenden Blick der Wissenschaft (vgl. exemplarisch: Foucault 1994b). Durch das Auge des Arztes, des Psychologen, des Pädagogen wird der Mensch nicht allein zum Objekt der Begutachtung und Erkenntnis, sondern als Subjekt auch erst hervorgebracht. Die wissenschaftlichen Diskurse über den Menschen – so Foucaults Hauptargument – bringen damit „den Menschen“ und insbesondere seine „Psyche“, sein „Gewissen“, sein „Bewusstsein“ (Foucault 1994b: 42), etc. als (Wissens-)Gegenstand hervor, wobei diese „Innerlichkeiten“ einen kontrollierenden oder normalisierenden Zugriff auf das Subjekt sicherstellen und sich damit ‚das moderne Subjekt‘ als solches erst konstituiert. Die Disziplinierung und die Hervorbringung des Wissens über den Menschen und sein inneres Selbst fallen damit in eins mit seiner Verobjektivierung und Unterwerfung als Subjekt – der Mensch wird im Zuge der Moderne und der Etablierung von Disziplinargesellschaften zunehmend „zum Prinzip seiner eigenen Unterwerfung“ erhoben (Foucault 1994b: 260).

Wenn Schäfer und Völter sich angesichts dieser foucaultschen Gesamtdiagnose fragen, wie eine foucaultsche Perspektive auf Biographieforschung ausfallen würde, so müsse diese sich einerseits den Vorwurf gefallen lassen, als am Erkenntnisobjekt Individuum ausgerichtete Methode an der Erschaffung des modernen Subjekts als eines verobjektivierten und unterworfenen mitzuwirken (vgl. Schäfer/Völter 2009: 163). Andererseits lasse sich auch an ihrer hermeneutischen Ausrichtung, die auf das Verstehen von Lebensgeschichten ausgerichtet sei, jener von Foucault problematisierte „Wille zum Wissen“ (Foucault 1986) ablesen. Nun plädieren die Autoren angesichts dieser eher ernüchternden Bilanz aber dafür, „die Biographieforschung als Projekt deshalb doch nicht unbedingt in toto für diskreditiert [zu] halten“ (Schäfer/Völter 2009: 164). Vielmehr schlagen sie vor, die rekonstruktive Biographieforschung, „trotz der Tatsache, dass sie den modernen Subjektdiskurs mit trägt“ (ebd.) dafür zu nutzen, *diskursive Machtwirkungen auf die Subjekte zu dekonstruieren*.

Als wichtigen Anhaltspunkt einer solchen dekonstruktiven Perspektive weisen sie aus, es gelte, biographisches Erzählen (mit Foucault) als Geständnispraktik zu verstehen, die (die) Subjekte (der Biographieforschung) erst mit hervorbringt. Foucaults Überlegungen zur mittelalterlichen Beichte bzw. zum Geständnis als moderner „Technik des Selbst“ hätten verdeutlicht, dass derjenige, der etwas über sich gestehe, dabei eine „Wahrheit“ über sich produziere (vgl. Schäfer/Völter 2009: 166). Bei Foucault werde damit also bereits die performative Wirkung der Geständnis-

praxis herausgearbeitet: Die Praxis dient nicht etwa dazu, dem Subjekt reflexive Einblicke in sein „inneres Selbst“, in seine eigene tiefere „Wahrheit“ zu vermitteln, sondern im Rahmen dieser Praxis wird gerade diese Referenz eines „inneren Selbst“ und einer tieferen „Wahrheit“ diskursiv hergestellt und dabei auch so fixiert, dass sich das Subjekt auf diese Referenzen überhaupt erst beziehen kann – wodurch es ihnen eine praktische Realität verleiht.

Wie Schäfer und Völter verdeutlichen, ist eine biographische „Selbstpräsentation“ deshalb nicht nur als Akt der sprachlichen Verobjektivierung von vermeintlichen Innerlichkeiten zu verstehen, sondern sie bewirke auch eine *Identifikation der Sprechenden mit dem im Geständnis expressiv Geäußerten* (vgl. Schäfer/Völter 2009: 167). Bezogen auf Biographieforschung und die in ihr lokalisierte Aufforderung, die eigene Lebensgeschichte im Rahmen einer Interviewsituation zu erzählen, ist damit festzuhalten, dass diese eine Praxis des „Über-sich-Sprechens“ nutze und initiiere, in der es zu „einer (weiteren) ‚Produktion‘ des Selbstverständnisses“ (Schäfer/Völter 2009: 168) komme.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen zeichnen Schäfer und Völter diese „‚Produktion‘ des Selbstverständnisses“ als dreistufigen Prozess nach (vgl. Schäfer/Völter 2009: 168ff.): Auf der ersten Stufe werde *Kohärenz hergestellt und die Innenwelt sprachlich ausgedrückt*. D.h. es finde eine Selbstdarstellung statt, die disparate Gefühle, Erinnerungsbilder und Ereignisse miteinander in Verbindung setze und diese dabei notwendig identifiziert, rahmt und vereindeutigt. Dieser Vorgang stelle insofern keinen freien Gestaltungsvorgang dar, als er auf ein gesellschaftlich vorfindbares Vokabular rekurriert, sich also Diskurse darin wieder finden und weiter geschrieben werden. Die Kohärenz einer solchen Lebensgeschichte sei auch weniger ‚natürlich‘, sondern vor allem als Folge von sozialen Erwartungen an ein (kohärentes) Subjekt einerseits und als Folge der Frage nach der Lebensgeschichte (als Geschichte mit Anfang und Ende) andererseits verstehbar – somit primär dem Kommunikationskontext als sozialem Zusammenhang geschuldet. Auf der zweiten Stufe vollziehe *biographisches Erzählen eine Selbstanrufung des Subjekts*. D.h. es sei davon auszugehen, dass die Erzählenden sich das Erzählte als „Wahrheit über sich selbst“ aneignen. Dieser Zugriff auf das Erzählte als „Wahrheit“ werde gerade durch gesellschaftliche Konventionen unterstützt, die erzählte Erfahrungen als ‚authentische‘ und ‚wahre‘ Geschichten begriffen und ihren Wiederhall in biographischer Forschung fänden.¹⁴ Auf der dritten Stufe würden schließlich, auf der Basis einer Kohärenz-Erzählung, die Wahrheiten über das Selbst offerieren, *epistemische und praktische Orientierungen produziert*. D.h. die Subjekte orientierten sich an der von ihnen erzählten Selbstrepräsentation in einer Weise, die nachhaltige

14 Zum Zusammenhang von Erfahrung und Authentizität oder Wahrheit vgl. ausführlicher einen Artikel von Susann Fegter und Nadine Rose, der vermutlich in Kürze veröffentlicht wird.

Wirkungen auf deren Selbstverständnis und Handeln haben könne. Die produzierten „Wahrheiten“ würden nachfolgend gerade performativ bestätigt, indem sie sich in praktischen Handlungsvollzügen angewandt und umgesetzt fänden.

Die Praxis solchen „Über-sich-Sprechens“ im Format biographischer Erzählungen lässt sich im Anschluss an Schäfer und Völter damit als dreifach produktive diskursive Praxis betrachten, die auf kohärente Subjektproduktionen ausgerichtet ist, weil sie einerseits die Geschichte vom Subjekt als kohärente und sozialen Konventionen konforme erzeugt und andererseits Wahrheiten über das Subjekt hervorbringt, die dieses sich, als Wahrheiten über es selbst, wiederum aneignen und praktisch bestätigen kann.

Bereits in der Auseinandersetzung mit Bourdieus Kritik an der Biographieforschung war deutlich geworden, dass biographisches Forschen einer problematischen Subjektvorstellung Vorschub leistet, die Subjekte als kohärente Subjekte fixiert, festschreibt und vereindeutigt. Diese Kritik lässt sich im Rückgriff auf Foucault geradezu unterstreichen. Gleichzeitig wird die Praxis der Biographieforschung in der foucaultschen Perspektive deutlicher in ihren performativen Wirkungen sicht- und damit auch dekonstruktiv analysierbar. In foucaultscher Perspektive muss biographisches Erzählen als Geständnispraktik¹⁵ verstanden werden, in der die Befragten „Wahrheiten über sich selbst“ produzieren, die schließlich in epistemischen und praktischen Orientierungen ihren Ausdruck finden. Damit erweist sich Biographieforschung konkret als Teil eines produktiven (Subjekt-)Diskurses, der in die Dynamik von Subjektivierung und Unterwerfung verstrickt ist, so dass auch biographische Forschung in dieser Dynamik verstrickt erscheint. Die foucaultsche Perspektive erlaubt so, das biographieforscherisch initiierte biographische Erzählen als eine Praxis des „Über-Sich-Sprechens“ zu kennzeichnen, die nicht nur Vorstellungen von subjektiver Kohärenz oder Identität bestätigt und reproduziert, sondern auch Subjekten eine Unterwerfung unter die über sich selbst produzierten Wahrheiten aufdrängt und dabei an dominanten Diskursen partizipiert, diese weiterleitet und nutzt.

Während Bourdieu seine Kritik, insbesondere an den unexplizierten und unangemessenen Subjektvorstellungen biographischer Forschung, aber vor allem nutzt, um eine Einbeziehung der „objektiven Bedingungen“ des „sozialen Raumes“ in die biographische Analyse zu fordern, scheinen die Herausforderungen für die Biographieforschung aus foucaultscher Perspektive eher darin zu liegen, die Partizipation

15 Die kultursoziologischen Arbeiten von Alois Hahn (1987) greifen diesen Gedanken bezogen auf Biographieforschung direkt auf und geben damit „Biographie“ als kulturelles Muster der Moderne zu verstehen, in dem sich Selbstthematisierungen und Identitätskonstruktionen vollziehen (vgl. auch aus stärker systemtheoretischer Perspektive formuliert: Fischer in Apitzsch et al. 2006).

an und die Weiterleitung von Diskursen durch die Beforschten zu untersuchen.¹⁶ Die damit markierten Herausforderungen haben gewisse – wenn auch nicht immer direkt auf diese Kritiken bezogene – Resonanzen in der Biographieforschung erfahren, die aber – wie es bereits bei Schäfer/Völter angeklungen ist – nicht in eine grundsätzliche Verabschiedung biographischer Forschungsmethoden münden, sondern eher Anlässe zu ihrer Erweiterung bieten. Einigen dieser Resonanzen möchte ich schlaglichtartig nachgehen, um auf der Grundlage dieser Auseinandersetzung die Präferenz für die von mir gewählte Perspektive begründen zu können.

Gesellschaftstheoretische Resonanzen innerhalb der Biographieforschung

Tatsächlich versuchen einzelne Biographieforschende die, hier im Rückgriff auf Bourdieu und Foucault präzisierten, stärker gesellschaftstheoretisch motivierten Einwände in ihrer biographischen Forschung produktiv zu wenden und sich den umrissenen (Heraus-)Forderungen vor allem dadurch zu stellen, dass sie biographische Methoden *ergänzen* oder erweitern. Einige dieser Ansätze jüngerer Datums sollen hier exemplarisch vorgestellt und diskutiert werden, auch um die Schwierigkeiten einer empirisch überzeugenden Antwort auf diese (Heraus-)Forderungen zu verdeutlichen.

So hatte Gabriele Rosenthal mit ihrer Unterscheidung zwischen „erzählter“ und „erlebter Lebensgeschichte“ gerade vorgeschlagen, der Sequenzialität des Erzählten die gleichsam „objektiven Daten“ (Rosenthal 2008: 175) der Fallgeschichte gegenüber zu stellen. Diese Daten entstammen nicht allein dem Interviewtext, sondern werden „aus allen anderen zur Verfügung stehenden Quellen (Archivmaterial, Interview mit anderen Familienmitgliedern, Arztberichten, behördlichen Akten, z.B. Gerichtsakten) entnommen. Historische und gesellschaftspolitische Daten, die für den vorliegenden Fall relevant sein könnten, werden ebenfalls in diese Liste der Daten aufgenommen“ (ebd.). Anhand dieser Daten werden dann gedankenexperimentell¹⁷ und unter expliziter Ausblendung des Wissens über den erzählten biographischen Verlauf des Falles die jeweiligen situationsbedingten Handlungsprobleme bzw. Handlungsmöglichkeiten rekonstruiert. Wenn auch sehr eingeschränkt, so kann die Rekonstruktion der „erlebten Lebensgeschichte“ sicherlich als Versuch verstanden werden, die von Bourdieu geforderten „objektiven Bedingungen“ des Möglichkeitsraumes für die befragte Person – den sie mit anderen im selben Feld

16 Die Arbeiten von Bettina Völter gehen dieser Spur bereits im Rahmen von Biographieforschung nach, auch wenn sie dabei vornehmlich die Nutzung von und den Rekurs auf Diskurse im Erzählen analysiert (vgl. bspw. Völter 2003).

17 Rosenthal gibt ihr Forschungsdesign als Kombination aus objektiver Hermeneutik (Oevermann u.a. 1979), thematischer Feldanalyse (Fischer 1982) und Narrationsanalyse (Schütze 1983) zu verstehen (vgl. Rosenthal 2008: 173).

engagierten Akteuren teilt – zu bestimmen. Allerdings bleibt die Rekonstruktion der „erlebten Lebensgeschichte“ bei Rosenthal stark der biographischen Logik verpflichtet, weil sie sich an der (,tatsächlichen‘) Chronologie der Ereignisse orientiert und damit die Gemeinsamkeit mit anderen sozialen Akteuren mit jedem weiteren biographisch-chronologischen „Datum“ (Rosenthal 2008: 176) weiter einschränkt. Aus meiner Sicht erweist sich an diesem Vorgehen aber vor allem als problematisch, dass es dazu dient, in *psychologisierender* Weise die Erzähldarstellung einer Gegenprobe durch einen gedankenexperimentell plausibilisierten ,objektiven‘ Biographieverlauf zu unterziehen (vgl. z.B. Rosenthal 2008: 177ff.). Durch dieses Vorgehen wird nicht nur die Erzähldarstellung samt ihrer „Sinnstiftung“ (Koller 1999a: 176) in ihrer Bedeutung herabgestuft, sondern Auslassungen in der Darstellung werden auch oft als Hinweis auf Traumata oder Verdrängtes interpretiert (vgl. Rosenthal 2008: 57).¹⁸

Ein nicht-psychologisierendes und explizit gesellschaftstheoretisch angereichertes Vorgehen legt Florian von Rosenberg vor, der angesichts seiner These von der „Weltvergessenheit“ (von Rosenberg 2011: 7) insbesondere bildungstheoretisch orientierter Biographieforschung für eine Ergänzung biographischer Analysen durch „Feldrekonstruktionen mit den Mitteln der Diskursanalyse“ (von Rosenberg 2011: 95) plädiert. Neben Habitusrekonstruktionen auf der Basis biographischer Interviews, die stärker der Eigen- und Aneignungslogik der sozialen Akteure verpflichtet sind, wendet er die dokumentarische Methode (vgl. Bohnsack et al. 2007) auch an, um anhand von Feldrekonstruktionen die Herstellungsweisen gesellschaftlicher Eigenlogiken empirisch zu rekonstruieren (vgl. von Rosenberg 2011: 89). Die

18 Diese Tendenz zur Psychologisierung insbesondere von Darstellungslücken findet sich bereits bei Schütze angelegt. Auch Schütze formuliert im Hinblick auf „schwierige Ereignisverstrickungen des Erzählers“ (Schütze 1987: 96): „Die Erzählung bringt auch halbvergessene, aus der Erinnerung ausgeblendete oder gar partiell verdrängte Erfahrungen des Erzählers als Geschichten- bzw. Ereignisträger im Zuge der Darstellungsdynamik des Stegreiferzählens teils zum indirekten Ausdruck, teils zur direkten Formulierung. Es handelt sich hierbei im wesentlichen um schwierige Erlebnisse des Erzählers als damaligen Akteur in Situation des Scheiterns, des Verletztwerdens, der Verstrickung in unrühmliche oder kompromittierende Handlungsabläufe oder schuldbeladene kollektivhistorische Ereigniskonstellationen, der Verflochtenheit in legitimationsproblematische oder sogar gar nicht zu rechtfertigende Interessenlagen oder des Mitleidens an traumatischen Erfahrungen angehöriger, befreundeter und/oder geliebter Mitmenschen. Die Widerstände beim Versuch sich zu erinnern und das Erinnerte darzustellen, drücken sich einerseits in Stellen der Verzögerung und der Unordnung der entsprechenden Erzähldarstellung symptomatisch-indirekt aus, und andererseits werden dann diese ,defektiven‘ Darstellungsercheinungen durch kleinere und größere Anstrengungen der explizit formulierten Selbstkorrektur ,berichtigt‘“ (a.a.O.: 96f., grammatikalische Glättung NR).

dadurch gewonnene Perspektive auf Felder und Diskurse als „Produkte“ eines sowohl „anonymen“ als auch „geordneten Geschehens“ – wie Rosenberg (a.a.O.: 91) im Anschluss an Jenny Lüders (2007: 171) formuliert – wird dann auf die, anhand der Interviewtexte rekonstruierten, habituellen Praxen der Akteure bezogen. Mit dieser Perspektivenverschränkung von Handlungslogik und Gesellschaftslogik gelingt es von Rosenberg durchaus überzeugend, die vorher rekonstruierten Bildungsprozesse, gefasst als Wandlungen oder sogar Transformationen des Habitus¹⁹, mit der historisch-gesellschaftlichen Etablierung von Normalisierungspraxen einerseits und der von Technologien des Selbst andererseits ins Beziehung zu setzen. Ähnlich wie bei Rosenthal dient die gesellschaftstheoretische Rahmung gewissermaßen als Gegenprobe und Kontextualisierung, hier aber – und das ist analytisch aus meiner Sicht überzeugender – für die Einordnung der eigenen analytischen Schlüsse im Hinblick auf Bildungsprozesse.

Als Gewinn dieser Perspektivenverschränkung durch Feld- und Habitusrekonstruktionen lässt sich damit herausstellen, dass sie insbesondere die Ambivalenz von Bildungsprozessen herauszuarbeiten erlaubt.²⁰ Als problematisch ist bei dieser Herangehensweise allerdings einzuschätzen, dass die Feldrekonstruktionen selbst *keine (eigenständigen) empirischen Analysen*, sondern eher theoretische Rahmungen darstellen, weil sie sich lediglich auf (z.T. diskursanalytisch arbeitende) Wissenschaftler²¹ und deren gesellschaftstheoretische Diagnosen – in Form einer zusam-

19 Der Unterschied zwischen beiden Formen der habituellen Veränderung liegt für von Rosenberg sowohl in ihrem Bezugspunkt als auch in ihrer Reichweite (vgl. von Rosenberg 2011: 97ff.): So bleiben *Wandlungen* des Habitus auf den Raum verpflichtet, sie nehmen am „Fremdwerden gegenüber einem biographisch relevanten Raum“ ihren Ausgangspunkt und enden mit der „Etablierung neuer Raumanschlüsse“. Im Unterschied dazu stellen *Transformationen* des Habitus Veränderungen in der „Praxis der Selbstinterpretation“ dar, die in die plurale Ausbildung „neuer Selbst- und Weltverhältnisse“ münden. Trotz dieses Unterschieds in Reichweite und Bezugspunkt begreift er beide Formen der habituellen Veränderung als Bildungsprozesse.

20 So sagt von Rosenberg: „Die Feldrekonstruktionen zeigen, dass die von mir rekonstruierten Bildungsprozesse je nach Perspektive als Produkte von gesellschaftlichen Strukturen gesehen werden, in denen es durch eine Inkorporierung von Machtverhältnissen zu einer gouvernementalen Selbstführung kommt. Genauso zeigen die Bildungsprozesse aus einer anderen Perspektive jedoch auch Formen, in denen sich die Akteure im Sinne einer Gegenmacht um eine ästhetische Selbstauslegung und damit gerade um die Überschreitung von Normalisierungstechniken bemühen“ (von Rosenberg 2011: 237f.).

21 Insbesondere die Arbeit von Andreas Reckwitz zum hybriden Subjekt (ders. 2006) leitet die Feldrekonstruktion zu den Technologien des Selbst bei von Rosenberg an und die Feldrekonstruktionen zur Praxisform der Nonkonformität gehen maßgeblich auf Gesellschaftsanalysen von Foucault (1977), Wittke (1996) und Hirsch (2005) zurück.

menführenden theoretischen (Sekundär-)Analyse – beziehen. Weil diese theoretischen Rahmungen aber als „Feldrekonstruktionen“ präsentiert werden, streichen sie die Legitimitätsdividende von empirisch rekonstruierten „objektiven Bedingungen“ ein, wodurch die als „Feldrekonstruktionen“ vorgestellten theoretischen Beschreibungen dieser Bedingungen in ihrer spezifischen Perspektivität unzugänglich und damit der theoretischen Kritik enthoben werden. Deshalb kann der Einbezug von „Feldrekonstruktionen“ zwar als Idee und in ihrer Qualität für die Bereicherung der empirischen Habitusrekonstruktionen überzeugen, aber die „Feldrekonstruktionen“ erweisen sich dabei nicht als empirische Analysen, sondern theoretische. Vielmehr verdeutlicht die Arbeit von Rosenbergs die Schwierigkeit, den Rahmen dessen, was als „objektive Bedingungen“ überhaupt empirisch erfass- und rekonstruierbar ist, sinnvoll eingrenzen und angeben zu können.

Demgegenüber findet sich die Verschränkung eines diskursanalytischen mit einem biographieforschenden Vorgehen empirisch am konsequentesten und überzeugendsten bei Sabine Reh (2003) ausgearbeitet. Reh rekonstruiert bezogen auf „berufsbiographische Erzählungen von ostdeutschen Lehrerinnen und Lehrern“ nicht nur deren „Identitätskonstruktionen“, sondern verschränkt diese Analyse mit der Rekonstruktion „des Diskurses über sie“ (Reh 2003: 18f.). Sie zeichnet dabei „die Konstruktion verschiedener Subjektpositionen, von denen aus im Diskurs gesprochen wird“ (a.a.O.: 164) nach, konkret die der Betroffenen sowie die distanzier-ten eines politisch-juristischen und eines erziehungswissenschaftlichen Diskurses über die Betroffenen. Vor diesem Hintergrund entwirft sie den vielstimmigen Diskurs über ostdeutsche Lehrkräfte als wirksamen Kontext, in dem die berufsbiographischen Texte der Befragten als „berufliche Bekenntnisse“ (a.a.O.: 164), als Bekenntnisse zum mit der Wende eingetretenen Systemwandel, eingefordert werden. Diese Forderung nach „beruflichen Bekenntnissen“ wird von den Befragten allerdings, wie sie empirisch zeigt, auf unterschiedliche Weise beantwortet und geleistet, z.B. als relativiertes Bekenntnis, als Bekenntnis einer Wende zu sich selbst oder als ironisierende Zurückweisung der Bekenntnisanforderung selbst (vgl. zusammenfassend: a.a.O. 347ff.).

Als Modell für die von mir anvisierte Untersuchung kann Rehs Arbeit aber vor allem deshalb nicht dienen, weil sie im Hinblick auf den zugrunde gelegten Datenkorpus ihrer Diskursanalyse als Glücksfall gelten muss: Durch den historisch einmaligen Zeitpunkt der Wiedervereinigung von BRD und DDR wird ab 1989 in verschiedenen Zeitungen und Publikationsorganen der Lehrerverbände ein recht überschaubarer Diskurs über Schule und Lehrer in der DDR geführt, der bald darauf auch durch erziehungswissenschaftliche Studien zu diesem Gegenstandsbereich gewissermaßen aufgegriffen und orchestriert wird (vgl. a.a.O.: 165f.). Auch wenn unterschiedliche, insbesondere linguistisch-historisch orientierte Diskursforschungsansätze existieren, die ‚den Migrationsdiskurs‘ in Deutschland und seine Veränderungen bzw. Kontinuitäten zu bestimmen suchen (vgl. Jung 1997b), so

scheint mir ‚der‘ Migrationsdiskurs eher spezifischen Konjunkturen unterworfen zu sein. Insofern müsste er vor allem als komplex und uneinheitlich gekennzeichnet werden – was entweder eine Beschränkung oder eine sehr umfassende Analyse nahelegt. Aufgrund dieser Vielstimmigkeit, Komplexität und Uneinheitlichkeit übersteigt allein die Analyse einzelner diskursiven Stränge dieses Diskurses meiner Einschätzung nach das Leistbare, angesichts der Ressourcen, die für diese Untersuchung zur Verfügung standen. Sicherlich wäre es mehr als interessant, diskursanalytisch neuere Beiträge zum sog. „Integrationsdiskurs“ zu untersuchen und sie mit den Analysen lebensgeschichtlicher Erzählungen zu verschränken.²² In einer solchen Perspektive wäre es ebenfalls denkbar, danach zu fragen, wie diese Diskurse die lebensgeschichtlichen Erzählungen beeinflussen, bzw. wie auf sie Bezug genommen wird. Unter den Bedingungen beschränkter Ressourcen muss ich mich allerdings darauf beschränken, lediglich theoretisch die Bedeutung von Diskursen für die lebensgeschichtlichen Erzählungen verdeutlicht zu haben und vor diesem Hintergrund die Erzählungen selbst empirisch zu untersuchen – ohne gleichsam einen empirischen Abgleich mit den „objektiven Bedingungen“ in Form einer Diskursanalyse leisten zu können.

Vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen ist also deutlich geworden, dass stärker gesellschaftstheoretisch ausgerichtete Perspektiven und zugehörige Methoden, insbesondere diskursanalytische²³, wichtige Impulse für eine weniger „weltvergessene“ biographische Forschung geben können. Gleichzeitig hatte die Diskussion von Forschungsarbeiten in biographischer Tradition, die sich um eine produktive *Ergänzung* ihrer Perspektive durch die Einbeziehung stärker gesellschaftstheoretisch konturierten Datenmaterials bemüht, eine solche Ergänzung als nur bedingt überzeugend oder leistbar ausgewiesen. Ich möchte demgegenüber vielmehr eine Alternative stark machen, die explizit als gesellschaftstheoretisch in-

-
- 22 Nicht nur legen einzelne Passagen in den von mir erhobenen Interviews dies nahe, gerade die Forschungsarbeit „Integration unter Vorbehalt“ (Schramkowski 2007) weist auf eine solche Beeinflussung von biographischen Selbstverständnissen durch den sog. „Integrationsdiskurs“ hin. Eine Forschungsarbeit die sich dem Nachweis einer solchen Verknüpfung auf der Basis von empirischen Analysen zu Diskursen *und* Biographien stellt, ist mir allerdings nicht bekannt.
- 23 Über den Status der Diskursanalyse als „Methode“ wird dabei anhaltend gestritten und zumindest in Bezug auf das bei Foucault ausgearbeitete Vorgehen ergeben sich immer wieder Konkretisierungsbedarfe (vgl. Jäger 1999). Gleichzeitig hat sich das diskursanalytische Vorgehen mittlerweile selbst im deutschsprachigen Raum in unterschiedliche Strömungen weiter ausdifferenziert, wie bspw. der Einführungsband von Reiner Keller verdeutlicht (Keller 2008): Keller unterscheidet hier überblicksartig zwischen linguistisch-historischer Diskursanalyse, kritischer Diskursanalyse, Diskurstheorien und der wissensoziologischen Diskursanalyse als Hauptströmungen.

formierter Blick auf das in biographischen Erzählungen Dargestellte verstanden werden kann. Diese Perspektive steht dem Anspruch, das was Bourdieu als „objektive Bedingungen“ beschreibt, je angemessen oder umfassend empirisch-wissenschaftlich rekonstruieren zu können, eher skeptisch gegenüber. Gleichzeitig lassen sich in der nachfolgend vorgeschlagenen Perspektive, die sich wesentlich auf methodologische Überlegungen von Bettina Dausien und Paul Mecheril stützt, die gesellschaftstheoretisch orientierten Forderungen stärker als *reflexiv* zu bearbeiten- (Heraus-)Forderungen für ein biographieforschendes Vorgehen bzw. biographisch Forschende begreifen.

Eine gesellschaftstheoretisch informierte und reflexive Perspektive auf biographisches Erzählen

Bereits in der ersten Annäherung an Biographieforschung – noch vor dem Aufwerfen interner und externer (An-)Fragen – war deutlich geworden, dass biographische Forschung eine spezifische Perspektive auf Phänomene der sozialen Welt vor schlägt: Sie rekonstruiert diese Phänomene, indem sie sich den lebensweltlichen Blick der handelnden Akteure gewissermaßen aneignet und von ihm ausgeht. Relativ offensichtlich ist mit dieser Spezifik biographischer Forschung – die ich gleichzeitig als ihre Stärke und Schwäche verstehe – oftmals eine Art mikroskopischer Zugang verbunden. Dabei scheint mir aber die Frage, wie „weltvergessen“ biographische Forschung sich dabei realisiert, weniger allein eine Frage des methodischen Zugangs als vielmehr eine des leitenden *Erkenntnisinteresses* der Forschenden zu sein.

Wie die Arbeiten von Bettina Dausien exemplarisch zeigen, die um das theoretische und empirische Verhältnis von Biographie, Sozialisation und Geschlecht kreisen (vgl. bspw. Dausien 2000, Dausien 2006), erweisen sich biographische Analysen durchaus dazu in der Lage, gesellschaftliche Strukturen in den Blick zu kommen. So reflektiert Dausien auf dominante Geschlechterverhältnisse im Rahmen einer Interpretation biographischer Texte, die nach der biographischen Aneignung von Geschlechterkonstruktionen fragt (vgl. Dausien 2010: 319). Diese Perspektive setzt allerdings ein theoretisch ausgearbeitetes Verständnis über Geschlechterverhältnisse und die im Rahmen dieser Verhältnisse geltenden oder leitenden „Normalitäten“ (Dausien/Mecheril 2006) voraus, die dann an die biographischen Texte herangetragen werden können. Vor dem Hintergrund dieses allgemeinen Verständnisses kann im Blick auf Biographien bspw. gefragt werden, welche Geschlechterkonstruktionen im biographischen Format bemüht werden oder inwieweit im Dargestellten dominante Geschlechterkonstruktionen aufgegriffen oder verändert werden.²⁴ Diesem Vorgehen liegt die Vorstellung eines gewisserma-

24 In einer solchen Perspektive lässt sich z.B. nachzeichnen, wie lebensgeschichtlich frühe Zurückweisungen eines (Selbst-)Verständnisses als ‚Mädchen‘, dessen Bestimmung darin

ßen vermittelten Zugangs zu den gesellschaftlichen Verhältnissen über Biographien zugrunde, wie er auch von Rosenthal/Fischer-Rosenthal (1997) propagiert wurde. Leitend ist hier die These, im empirischen Material biographischer Forschung sei bereits diese Relation zwischen gesellschaftlichen Strukturen und subjektiven Erfahrungen angelegt (vgl. Dausien 2006: 32). Deshalb drücke sich in der biographieforscherischen Konzentration auf das Subjekt und seine biographische Arbeit auch keine gesellschaftstheoretische Ignoranz aus, vielmehr ermögliche dieser Zugang „die Subjektfrage als Frage gesellschaftlicher Verhältnisse zu stellen“ (Dausien 2006: 27).

Pointierter als bei Rosenthal/Fischer-Rosenthal zeigt sich diese gesellschaftstheoretisch informierte Perspektive auf Biographien mit einem spezifischen Erkenntnisinteresse verbunden, das weniger allgemein auf Konstruktionen von ‚Selbst‘ und ‚Welt‘ ausgerichtet ist, sondern explizit darauf, „wie im gleichen Zug Geschlechterverhältnisse im biographischen Format aufgegriffen, reproduziert, variiert und transformiert werden“ (Dausien 2006: 37). Den dabei entstehenden Interpretationstext versteht Dausien explizit als „Ko-Konstruktion“ (Dausien 2004: 321, auch: Mecheril 2003: 43). D.h. er wird als eigenständige wissenschaftliche Konstruktionsleistung zu verstehen gegeben, die – mit Schütz – zwar auf die alltagsweltlichen Konstruktionen der Akteure verweist, aber sie nicht unhinterfragt oder unkommentiert übernimmt. Die dabei entstehenden Texte tragen als eigenwillige „Modellierung“ (Mecheril 2003: 40) damit nicht allein der Realität der Befragten, sondern auch explizit der spezifischen Konzentrationsrichtung der forschenden Autoren Rechnung.²⁵ Das Moment der Reflexivität dieses Ansatzes wird hier als Garant dafür verstanden, nicht die lebensweltlichen Konstruktionen der Beforschten schlicht zu reproduzieren, sondern in kritischer Reflexion auf sie über sie hinauszugehen – Reflexivität wird hier genutzt, um auf der Basis empirischer Daten zu theoretisch angeleiteten, wissenschaftlichen Beschreibungen von ‚Wirklichkeit‘ zu kommen, die die „Selbstverständlichkeiten“ dieser ‚Wirklichkeit‘ nicht (re-) präsentiert, sondern hinterfragt.

Eine solche reflexive Forschungsperspektive begreift explizit spezifische „Text-Kontext-Relationen“ als produktiv und reflexionsbedürftig für die interpretativen (Ko-)Konstruktionen der Forschenden (vgl. Dausien 2004: 321f.): Erstens eine ‚tatsächlich‘ gelebte Biographie, auf die sich der Text der Lebensgeschichte bezieht, zweitens den interaktiven Prozess, in dem dieser lebensgeschichtliche Text hervorgebracht wird (samt in ihm wirksamen Machtverhältnissen, Interessen, Differenz-

besteht, geheiratet zu werden, sich zu einem (Selbst-)Verständnis als verheirateter ‚Frau‘ wandeln kann, in dem die vormals zurückgewiesene „heterosexuelle Normalität“ der Gesellschaft sich langfristig durchaus als dominant erweist (vgl. Dausien 1999).

25 Vgl. ausführlich Mecheril 2003: 40ff., insbesondere zur Frage der Autorenschaft auch Mecheril 1999.

und Identifikationsaspekten, Interaktionsdynamiken, etc.), und schließlich drittens kulturelle Muster und soziale Regeln der Hervorbringung von lebensgeschichtlichen Texten, wie Erzähltraditionen oder institutionelle Praxen der Biographisierung.²⁶ Damit bezieht der Ansatz nicht nur weite Teile, der im ersten Teil (vgl. Kap. Biographien als textförmige Konstruktionen: 239ff.) herausgearbeiteten Anforderungen an eine von mir präferierte Perspektive auf biographische Texte als Konstruktion ein, sondern bezieht sich sowohl reflexiv als auch auswertungspraktisch explizit auf Aneignungsformen gesellschaftlicher Verhältnisse, die in der Lebensgeschichte lesbar werden.

Die dargestellte Zusammenschau verschiedener biographieforschender Ansätze, die die, von externen Kritikern aufgeworfene (Heraus-)Forderung, Biographieforschung stärker gesellschaftstheoretisch zu konturieren, je unterschiedlich beantworten, hatte verdeutlicht, dass diese Forderung nicht unbedingt als Aufforderung zur *Ergänzung* biographischer Methoden verstanden werden muss, sondern sich durchaus auch in Form einer *reflexiven Forschung* bezogen auf lebensgeschichtliche Erzählungen und die sie Interpretierenden realisieren lässt, die sich gegenüber einer forschungspraktischen Reproduktion von „Normalität“ oder „Normativitäten“ kritisch-reflexiv verhält. Die für die interne biographieforschende Diskussion wichtige Erkenntnis von der textlichen Konstruktion lebensgeschichtlicher Erzählungen wird damit erweitert um die Einsicht, dass die analytische Rekonstruktionsarbeit an biographischen Texten durchaus in gesellschaftstheoretisch informierter Perspektive erfolgen kann, die sich insbesondere anhand eines gesellschaftstheoretisch informierten Erkenntnisinteresse ausweist bzw. ausweisen kann. Die gleichzeitige Stärke und Schwäche der Biographieforschung zeigt sich dann als ihr Vermögen, das Subjekt im je spezifischen Rekurs auf gesellschaftliche Verhältnisse in den Blick zu nehmen, bzw. lebensgeschichtliche Texte – wie Dausien gezeigt hatte – z.B. daraufhin zu befragen, was sie über die biographische Logik einer Reproduktion und Transformation von dominanten Geschlechterverhältnissen offenbaren. Das lebensgeschichtliche Erzählen verstanden als (soziale) Konstruktion, die kulturellen Mustern folgt, einer Interaktionssituation geschuldet ist und partikuläre Erfahrungen konsistent zu verbinden sucht, sollte sich demzufolge auch gewinnbringend auf die Performativität seiner Darstellung hin betrachten lassen, bspw. im Hinblick darauf, wie Dominanzverhältnisse aufgegriffen und in welcher Weise die Akteure der Darstellung in sie eingeschrieben werden.

26 Bettina Dausien und Peter Alheit sprechen von „Biographisierung“ und verweisen damit auf die Durchsetzung einer biographischen Perspektive, die sich erst in der Moderne realisiert und fortan als Form der Selbstthematization und als soziale Wissensform zur Verfügung steht (vgl. Dausien/Alheit 1985).

Performativität in der Biographieforschung und ihre Konsequenzen

Vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen und methodologischen Argumente orientiert sich meine Untersuchung folglich an einer reflexiven Forschungsperspektive. Das eingangs ausgewiesene biographieforscherische *Erkenntnisinteresse* an Subjektkonstitutionsprozessen lässt sich also präzisieren: In biographieforscherischer Perspektive geht es darum, den „Spuren“ der herausgearbeiteten gesellschaftlichen Dominanzverhältnisse, die mit natio-ethno-kulturell codierter Differenz operieren, in den Lebensgeschichten vermeintlicher ‚Migrationsanderer‘ nachzugehen und dabei „vor allem etwas über die Logik zu lernen, mit deren Hilfe *Subjekte sich diese Verhältnisse aneignen, sie in Kraft setzen, reproduzieren und transformieren*“ (Dausien 2006: 38f., Hervorhebungen NR).

Im Unterschied zu Dausien ist die Konzentrationsrichtung meiner Untersuchung dabei nicht auf Geschlechterverhältnisse und ihre lebensgeschichtliche (Re-)Konstruktion bezogen, sondern auf migrationsgesellschaftliche Dominanzverhältnisse, die ich theoretisch mit Hilfe des Begriffes Rassismus zu konkretisieren suchte. Daran wird aber deutlich, dass bereits im theoretischen Rahmen dieser Arbeit eine, am Erkenntnisinteresse ausgerichtete, *doppelte Antwort* auf die oben konturierten *externen (Heraus-)Forderungen* gegenüber biographischer Forschung angelegt ist. So kann die Explizierung eines Subjektverständnisses im Anschluss an Butler, das das Subjekt als Ergebnis einer paradoxen Machtwirkung, als diskursiv normiertes, als subversiv praktisches und als dauerhaftes Subjekt-im-Werden entwirft, durchaus auch als Antwort auf die – im Anschluss an Bourdieu und Foucault konturierte – (Heraus-)Forderung gelesen werden, biographischer Forschung ein nicht-kohärentes Subjektverständnis zu unterlegen. Ebenso kann die Explizierung eines Rassismusverständnisses im Anschluss an Hall, das die diskursive Unterscheidungslogik zwischen „Wir“ und „Anderen“ als Form der Aufrechterhaltung und Reproduktion migrationsgesellschaftlicher Dominanzverhältnisse liest, durchaus auch als Antwort auf die – zweite – (Heraus-)Forderung gelesen werden, biographische Forschung in gesellschaftstheoretisch informierter Perspektive zu gestalten. Die Quintessenz dieser theoretischen Rahmung, dass Rassismus subjektiviert, bildet insofern nicht nur die Grundlage für die, an die lebensgeschichtliche Erzählung gerichtete, empirische Frage nach dem *wie*. Sie lässt sich auch als – in weiten Teilen allerdings noch wenig konkretisierte – „Feldrekonstruktion“ im Sinne von Rosenbergs verstehen, die sich aber in ihrer spezifischen (diskurs-)theoretischen und auf ein Erkenntnisinteresse zugeschnittenen Perspektivität zeigt und nicht den Anspruch erhebt, alle „objektiven Bedingungen“ des „sozialen Raumes“ theoretisch abzubilden.²⁷

27 So verdeutlichen insbesondere Ansätze zu „Intersektionalität“ nachhaltig, dass der Blick auf eine einzige Differenzlinie als äußerst eingeschränkt und der ‚sozialen Realität‘ wenig angemessen gekennzeichnet werden muss (vgl. exemplarisch: Lutz 2001).

Ich möchte also eine solche diskurstheoretisch informierte biographieforscherische Perspektive heuristisch erproben, die sich der Frage nach rassismusrelevanter Subjektivierung empirisch annimmt. Sie ist als biographische Forschung weiterhin grundsätzlich an der unabgeschlossenen Konstitution zum Subjekt interessiert, liest diese aber als wiederum spezifische Antwort darauf, wie Subjektpositionen angesichts migrationsgesellschaftlicher Dominanzverhältnisse gestaltet werden (können). Konkretisieren ließe sich dies zum einen als empirische *Frage* danach, inwieweit die Hauptfiguren der lebensgeschichtlichen Erzählungen *als „Migrations-andere“ entworfen bzw. positioniert werden* und welche Bedeutung dabei ggf. ihrer *Anrufung als ‚Andere‘* zugewiesen wird. Aus bildungstheoretischer Perspektive wäre dann vor allem eine Reflexion auf mögliche Spielräume solcher Subjektpositionen interessant.

Als biographisch orientierte Forschung ist die Untersuchung dabei der Konstruktion der Lebensgeschichte, insbesondere der dargestellten Eigenlogik des lebensgeschichtlichen Gesamtentwurfes verpflichtet und sucht diese zu rekonstruieren. Die Rekonstruktion dieses *lebensgeschichtlichen Gesamtentwurfes* bildet den ersten Teil der empirischen Falldarstellungen, die als Inszenierung präsentiert und auf ihre darstellungsbedingten Effekte hin beleuchtet wird.²⁸ Als reflexive Forschungsperspektive geht die Untersuchung dabei insbesondere dem *Stellenwert migrationsbezogener Differenzkonstruktionen* nach, die im zweiten Teil der empirischen Falldarstellungen in der detaillierten Beschäftigung mit einzelnen Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen im Zentrum stehen. Schließlich erlaubt der diskurstheoretisch informiert Blick auf die *Relevanz von Anrufungen* für die erzählten Subjektpositionierungen zu reflektieren, was im dritten Teil der empirischen Falldarstellungen in Form von anrufungstheoretischen Reflexionen auf die erzählten Erfahrungen geleistet wird.

Der Versuch, den Gegenstand rassismusrelevanter Subjektivierung in biographieforscherischer Perspektive und mit Hilfe einer biographieforscherischen Methodik zugänglich zu machen, wurde dabei als reflexiv geleitete Rekonstruktion zu verstehen gegeben. Eine solche Rekonstruktion kann dabei – als gesellschaftstheoretisch informierte Perspektive – mögliche Subjektivierungsdynamiken *im* lebensgeschichtlichen Text herausarbeiten. Sie kann sich allerdings selbst lediglich reflexiv zu ihrer eigenen Performativität oder Produktivität verhalten, die sich im Anschluss an Foucault als dreifache erwiesen hatte: Sie bestätigt die Erwartungserwartungen an ihren Gegenstand, indem sie die lebensgeschichtlichen Erzählung als kohärente Subjekt-Geschichte provoziert, die als Selbstanrufungen im Sinne

28 Als Effekte verstehe ich dabei solche interpretativ von mir erschlossenen Muster, die als wiederkehrende Elemente oder übergreifende Linien die Inszenierung durchziehen und für die Dramaturgie der Geschichte bedeutsam sind, ohne deshalb als intentionale Erzählstrategien verstanden werden zu können.

einer Wahrheitsproduktion des Erzählenden über sich selbst fungieren und in praktischen Orientierungen münden können.

Insbesondere aus migrationswissenschaftlicher Sicht wird hier deutlich, dass das vorgeschlagene Vorgehen einer biographieforscherisch orientierten Untersuchung zur Subjektivierung von Jugendlichen im Rassismus der Schwierigkeit nicht entkommt, *im* eigenen Vorgehen selbst solche Subjektivierungsprozesse nahe zu legen: Die gezielte Suche nach Interviewpartnern „mit Migrationshintergrund“²⁹, ebenso wie die vermeintlich neutral formulierte Erzählaufforderung³⁰ müssen als Anrufungen der Interviewten gelesen werden, die sie selbst bereits als ‚Migrationsandere‘ konstruiert (vgl. Mecheril et al. 2003). Und auch die, anlässlich des gekennzeichneten Forschungsinteresses produzierten, lebensgeschichtlichen Erzählungen werden vor diesem Hintergrund als „Migrationsbiographien“ produziert und schließlich auch analytisch diskutiert, was sie bereits besonders (vgl. Dausien/Mecheril 2006). Die gesamte Anlage der Untersuchung steht damit in der paradoxen Gleichzeitigkeit einerseits über die performativen Wirkungen bestimmter Diskurse oder konkreter Anrufungen, also über eine konkrete Subjektivierung als ‚Migrationsandere‘ Erkenntnisse gewinnen zu wollen, andererseits aber ebensolche Anrufungen im forschungspraktischen Vorgehen selbst zu vollziehen und Diskurse weiterzuleiten, die jene Subjektivierung befördern. In dieser Paradoxalität bleibt sie notwendig verstrickt, was wiederum deutlich auf die Produktivität der oder Performativität in der hier vorgeschlagenen Forschung verweist: Das Forschungsinteresse und -design sind produktiv in die Erzeugung ihres spezifischen Gegenstandes verstrickt, der als „Migrationsbiographie“ gekennzeichnet werden kann. Trotzdem diskreditiert diese Einsicht das vorgeschlagene biographieforscherische Vorgehen nicht grundsätzlich, weil eine Alternative – die sich als frei von solchen Verstrickungen wähen könnte – aus meiner Sicht gerade nicht verfügbar ist.

Die bisherigen Ausführungen sollten vielmehr verständlich machen, warum ich eine reflexive und gesellschaftstheoretisch informierte Biographieforschung als verantwortlich für die Hervorbringung ihres Gegenstandes, nämlich von „Migrationsbiographien“, betrachte. Dabei hatte sich erwiesen, dass die hervorgebrachte lebensgeschichtliche Konstruktion einer solchen „Biographie“ dazu anhält, Kohärenzen herzustellen, die sich nicht allein das erzählende Subjekt als „Wahrheit über sich selbst“ wieder anzueignen neigt. Aus diesem Hinweis ergibt sich für biographische Forschung zur Subjektivierung von ‚Migrationsanderen‘ auch die Gefahr, bestimmte „Wahrheiten“ über das ‚Selbst‘ dieser lebensgeschichtlichen Erzählung zu produzieren, die wiederum – z.B. im Rahmen dominanter Diskurse über Migration

29 Zum Vorgehen bei der Suche nach Interviewpartnern vgl. Kap. Feldzugang, Sample und Erhebungszyklen: 271ff.

30 Zur konkreten Formulierung der Erzählaufforderung vgl. Kap.: Zur Erhebung narrativer Interviews: 266ff.

– angeeignet werden können.³¹ Vor diesem Hintergrund ist insbesondere zu beachten, dass die hier vorgeschlagene biographische Forschung nicht lediglich den Gegenstand der („sozialen Illusion“) „Biographie“ hervorbringt, sondern dort wo sie „Migrationsbiographien“ erwartet und erzeugt, die Protagonisten solcher Biographien bereits als ‚Andere‘ bestätigt und zeigt. Und auch im Hinblick auf das in der lebensgeschichtlichen Erzählung Dargestellte lässt sich eine Performativität kennzeichnen, die sich allgemein als Partizipation an und Weiterleitung von Diskursen beschreiben lässt, aber insbesondere auch als Beitrag zu einem Diskurs über „MigrantInnen“ als „Andere“ betrachtet werden kann. Beide Überlegungen machen dabei deutlich, dass eine solche auf (die Erzeugung von) „Migrationsbiographien“ ausgerichtete Forschungsperspektive mit einem auf rassismusrelevante Subjektivierungsprozesse fokussierten Erkenntnisinteresse einer gewissen analytischen Überdramatisierung von migrationsbezogenen Differenzkonstruktionen Vorschub leistet und notwendig in das Diskursgeschehen verstrickt ist, das sie zu untersuchen trachtet.

Wiederum finden diese Überlegungen ihren Ausdruck auch in der methodologisch begründeten Setzung, den *lebensgeschichtlichen Text*, der die Grundlage für die darauf aufbauenden wissenschaftlichen Interpretationen (bzw. Konstruktionen) bildet, als *Inszenierung* zu verstehen, deren Passagen einer gesellschaftstheoretisch informierten anrufungstheoretischen Reflexion unterzogen werden können. Von der konstruierten Lebensgeschichte als Inszenierung zu sprechen, hilft aus meiner Sicht ihrer doppelten Performativität (sprachlich und analytisch) Rechnung zu tragen: Einerseits lässt sich damit kenntlich machen, dass sie als Inszenierung eine *situative Form der „Wahrheitsproduktion“* über das zur Frage stehende ‚Subjekt‘ darstellt, die auch und insbesondere dem konkreten Forschungsinteresse geschuldet ist. D.h. obwohl sie danach fragt, wie ‚Migrationsandere‘ als solche erscheinen und hergestellt werden (können), stellt sie die Befragten selbst als ‚Andere‘ und ihre Lebensgeschichten als „Migrationsbiographien“ her (Performativität in der Biographieforschung). Andererseits lässt sich in einer reflexiven und gesellschaftstheoretisch informierten Perspektive auf das Inszenierte, insbesondere auf rassismusrelevante Anrufungen, nicht nur die Wirksamkeit dominanter Diskurse nachzeichnen. Auch gerät in einer solchen reflexiven Perspektive in den Blick, dass es nicht nur auf der Ebene des Erzählten sondern auch auf der *Ebene des Erzählens als eigener Praxis* nach dem Umgang mit solchen Anrufungen zu fragen gilt (Performativität im lebensgeschichtlichen Erzählen).

Wie die anhand der methodologischen Überlegungen herausgearbeiteten einzelnen Stärken, Schwächen und Verstrickungen dieses biographieforscherischen Pro-

31 Zur Problematik der Verwertung von migrationsforscherischen Erkenntnissen und Ergebnissen in politischen und öffentlichen Debatten vgl. ausführlich Mecheril/Rose 2012.

jektes nun in ein konkretes Vorgehen übersetzt werden, verdeutlicht der methodische Teil dieser Arbeit.

METHODIK DER UNTERSUCHUNG: VOM UMGANG MIT BIOGRAPHISCHEN ERZÄHLUNGEN UND TEXTEN

Bereits im methodologischen Teil war deutlich geworden, dass das Interesse an Prozessen der Subjektkonstitution unter diskriminierenden Bedingungen, einer Subjektivierung im Rassismus diese Untersuchung leitet, die ich als Frage danach konkretisiert hatte, wie Subjektpositionen von ‚Migration Anderen‘ angesichts migrationsgesellschaftlicher Dominanzverhältnisse gestaltet werden (können). Als empirische Frage ließ sich diese wiederum zuspitzen darauf, inwieweit die Hauptfiguren der lebensgeschichtlichen Erzählungen als ‚Migrationsandere‘ entworfen bzw. positioniert werden und welche Bedeutung dabei ggf. ihrer Anrufung als ‚(fremde) Andere‘ zugewiesen werden kann. Aus bildungstheoretischer Perspektive erwies sich dann vor allem eine Reflexion auf mögliche Spielräume solcher Subjektpositionen als interessant. Ein biographieforscherischer Zugang zeigte sich für die Fragen insofern als hilfreich, als er dem prozessualen Charakter einer solchen Subjektkonstitution durch seine prozessanalytische Betrachtungsweise Rechnung trägt: Er ist in besonderer Weise auf die Rekonstruktion des lebensgeschichtlichen *Werdens* als ‚fremder Anderer‘ und dessen Bedeutung *aus der Perspektive der Befragten* ausgerichtet.

Im Folgenden sollen zunächst die angewendeten Methoden (1.) dokumentiert werden. Dabei wird deutlich, welche einzelnen Schritte die Erhebung und Auswertung der narrativen biographischen Interviews umfasste, die der Untersuchung zugrunde liegen. Im Anschluss daran, werden die Interpretations- und Darstellungsentscheidungen (2.) offen gelegt, um den Interpretationsprozess nachvollziehbar zu halten und zu verdeutlichen, warum die Fälle in der nachfolgend dargestellten Form präsentiert werden.

Methoden in der Anwendung

Den Ausgangspunkt für die einzelnen Erhebungs- und Auswertungsschritte bildet die grundsätzliche Entscheidung, mit dem Instrument narrativer biographischer Interviews zu arbeiten. Deshalb beginnt und endet diese Auseinandersetzung, die die Angemessenheit der angewendeten Methoden und ihre Nutzung dokumentieren soll, mit dem narrativen biographischen Interview: zunächst darauf bezogen, wie und mit welchem Ziel biographische narrative Interviews im Rahmen dieser Untersuchung erhoben wurden, abschließend bezogen darauf, welche Prämissen für deren Transkription und Auswertung in der vorliegenden Untersuchung leitend waren.

Dazwischen wird der Feldzugang, das Sample und der Prozess der Datenerhebung erläutert.

Zur Erhebung narrativer biographischer Interviews

Im Rahmen von (erziehungswissenschaftlicher) Biographieforschung nimmt die Methodik des narrativen biographischen Interviews mittlerweile einen zentralen Stellenwert ein, auch wenn Fritz Schütze und seine Mitarbeiter es zunächst für eine „Interaktionsfeldstudie“ entwickelten, um das Handeln von Kommunalpolitikern im Rahmen einer Gemeindereform zu analysieren (vgl. Schütze 1977). Als Instrument – insbesondere in der Biographieforschung – ist es auf individualisierte Interpretationen sozialer Wirklichkeit ausgerichtet, auf die „Erfassung sozialer Wirklichkeit aus der Perspektive der handelnden und erleidenden Subjekte“ (Jakob 1997: 447). Um Zugang zu diesen Perspektiven zu erhalten, werden Erzählungen als „umfassende und in sich strukturierte“ (Flick 1999: 115) Darstellungsform präferiert.³² Im Unterschied zu anderen Interviewformen zeichnet sich das narrative biographische Interview also dadurch aus, dass es der geforderten Offenheit qualitativer Forschung auch erhebungsmethodisch Rechnung trägt, indem es die Relevanzsetzungen, also die Entscheidungen, was im Detail erzählt wird, den Interviewten weitestgehend überlässt.

In der von Schütze vorgeschlagenen Grundstruktur besteht ein narratives biographisches Interview aus drei Teilen: Den ersten Teil bildet „die autobiographische Anfangserzählung“ (Schütze 1983: 285), die als umfassende, von den Interviewten relativ autonom gestaltete, Antwort auf eine recht globale „Erzählaufforderung“ (ebd.) verstanden werden kann, welche um Auskünfte „entweder zur gesamten Lebensgeschichte oder zu sozialwissenschaftlich besonders interessierenden Phasen der Lebensgeschichte“ (ebd.) bittet. Dieser erste Teil gilt als abgeschlossen, wenn eine entsprechende Erzähl coda der Interviewten dies anzeigt, also eine sprachliche Markierung wie z.B. „so das war’s“ (ebd.). Im Anschluss daran tritt der oder die

32 So stellt Fritz Schütze als Qualitätsmerkmal dieser Interviewform heraus: „Das autobiographische narrative Interview erzeugt Datentexte, welche die Ereignisverstrickungen und die lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers so lückenlos reproduzieren, wie das im Rahmen systematischer sozialwissenschaftlicher Forschung überhaupt nur möglich ist. ... Das Ergebnis ist ein Erzähltext, der den sozialen Prozess der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität kontinuierlich, d.h. ohne exmanente, aus dem Methodenzugriff oder den theoretischen Voraussetzungen des Forschers motivierte Interventionen und Ausblendungen, darstellt und expliziert“ (Schütze 1983: 285f.). Bereits im methodologischen Teil, insbesondere in der Kritik einiger erzähltheoretischer Grundannahmen Schützes, war deutlich geworden, dass dieser euphorische Einschätzung des Instruments und seiner ‚Objektivität‘ eine gewisse Überschätzung seiner Möglichkeiten zugrunde liegt.

Interviewende im zweiten Teil aus der aktiven Zuhör-Haltung etwas stärker heraus und versucht über weitere Erzählungen anregende, also narrative Nachfragen „das tangentielle Erzählpotential“ (ebd.) des ersten Teils auszuschöpfen und weitere Erzählungen zu bereits dargestellten biographischen Begebenheiten oder Abschnitten zu erhalten. Im dritten Teil des Interviews sollen dann stärker eigentheoretische Aussagen des Interviewten durch Nachfragen zu abstrahierenden Beschreibungen des dargestellten Lebens angeregt werden, die die „Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experte und Theoretiker seiner selbst“ (ebd.) nutzen.

Die Erhebung der narrativen biographischen Interviews für diese Untersuchung folgt dem von Schütze vorgeschlagenen Vorgehen hinsichtlich des ersten und zweiten Teils vollständig, der eigentheoretische Nachfrageteil wurde zugunsten zweier externer (Nach-)Frageteile³³ ersetzt, die zum einen stärker das Diskriminierungspotential eines „Migrationshintergrundes“ sowie besondere Personen oder Situationen der Unterstützung für den Lebensweg direkt befragen, zum anderen eher formale Sozialdaten der Interviewten erheben.³⁴ Diese Modifikation trägt dem Umstand Rechnung, dass die von mir präferierten Auswertungslogik einem konkreten Erkenntnisinteresse verpflichtet und gleichzeitig nicht auf die Generierung einer ‚objektiven Wahrheit‘ über das zur Frage stehende Leben ausgerichtet ist. Schütze hingegen verspricht sich den Zugang zu solchen ‚Wahrheiten‘ durch die Kontrastierung der eigentheoretischen Passagen mit den narrativen Interviewpassagen. Gleichwohl ermöglicht der stärker auf das konkrete Untersuchungsinteresse zugeschnittene dritte (Nach-)Frageteil u.a. eine – auch durchaus eigentheoretische – Stellungnahme zur individuellen Bedeutung „des Migrationshintergrundes“ zu er-

33 Diese Praxis Fragen, die das eigene Forschungsinteresse leiten, zu diesem späten Zeitpunkt explizit in das narrative Interview einzubeziehen, ist durchaus verbreitet, auch wenn sie von Schützes Vorgaben zu den eigentheoretischen Nachfragen explizit abweicht (vgl. Rosenthal 2008: 143ff., Küsters 2009: 63).

34 Vgl. den Interview-Leitfaden für die erhobenen narrativen biographischen Interviews im Anhang. Der Einsatz eines Leitfadens erscheint vielleicht auf den ersten Blick als unpassend für narrative biographische Interviews, deswegen ist es wichtig, den Unterschied zu Leitfaden-Interviews zu verdeutlichen: Im Anschluss an Gabriele Rosenthal (2008: 143ff.) zeichnet sich dieser Leitfaden vor allem dadurch aus, dass das Interview mit einer offenen biographisch-narrativen Erzählaufforderung eröffnet wird und auch im erzählinternen Nachfrageteil keine vorher festgelegten Fragen gestellt werden, sondern Nachfragen zum bisher Erzählten. Mein eigenes Forschungsinteresse kommt im Leitfaden folglich erst explizit im erzählexternen Nachfrageteil zum Tragen, insofern hier „noch andere gezielte Fragen im Zusammenhang mit meiner Forschungsfrage enthalten [sind], die nicht von den Befragten selbst thematisiert wurden“ (a.a.O.: 155). Auch die von mir durchgeführte Erhebung von als relevant erachteten Sozialdaten im letzteren Nachfrageteil wird bspw. von Küsters explizit empfohlen (vgl. Küsters 2009: 64).

halten. Dies war insbesondere für Interviews aufschlussreich, in denen dazu im narrativen Erzählformat wenig Stellung bezogen wurde – so dass dieser Nachfrageteil letztlich doch auch als eine sehr begrenzte und interessengeleitete Kontrastierung im Hinblick auf die individuelle Bedeutung „des Migrationshintergrundes“ erlaubt.

Der eigentlichen Interviewsituation ging dabei in allen Fällen ein – telefonisches oder persönliches – informatives Vorgespräch voraus, in dem vor allem Forscherin, Forschungsvorhaben und Interviewsetting vorgestellt sowie der forschungsethische Umgang mit den Daten und der Interview-Ort geklärt wurden.³⁵ Als Erzählaufforderung wurde dabei – in Anlehnung an Rosenthal (2008: 143ff.) – folgende Formulierung gewählt: „Wie ich Dir/Ihnen schon erklärt habe, interessiere ich mich für Deine/Ihre persönliche Lebensgeschichte. Du kannst/Sie können alle Erlebnisse erzählen, die Dir/Ihnen dazu einfallen. Nimm Dir/Nehmen Sie sich so viel Zeit wie Du möchtest/Sie möchten, ich werde zuhören, mir Notizen machen und erst später Rückfragen stellen.“³⁶ Auf der Basis eines Probe-Interviews und der Reflexion auf das darin ge-

35 Lediglich einer der potentiellen Interviewpartner hat angesichts der Interviewform narrativer biographischer Interviews seine bereits gegebene Zusage zu einem Interview auf der Basis dieser Informationen wieder revidiert. Die relativ vage Angabe zum Forschungsinteresse geht auf die Einsicht zurück, dass die vorher gegebenen Informationen meist eine Art Filterfunktion für die Präsentation der Lebensgeschichte haben, so dass durch eine möglichst weite Formulierung des Interesses versucht wurde, keine zu starke Einschränkung vorzunehmen. Dass die Etikettierung der Befragten als „Jugendliche mit Migrationshintergrund“ bereits eine Einschränkung darstellt, ist bereits in der methodologischen Diskussion deutlich geworden und zeigt sich auch in den dadurch produzierten Erzählungen – allerdings in einem relativ weiten Spektrum von einer Zurückweisung dieser Etikettierung bis zu ihrer Bestätigung. Hinsichtlich des Interview-Ortes oblag die Wahl den Interviewten, wobei die Mehrheit der Interviews sowohl in privaten als auch dienstlichen Räumen von Dritten geführt wurden. Im Allgemeinen werden private Räume für biographische Interviews empfohlen, damit sich eine Atmosphäre der Vertrautheit etablieren kann (vgl. Küsters 2009: 54). Allerdings habe ich bspw. auch ein Interview auf Wunsch des Interviewten statt bei ihm Zuhause in einem öffentlichen Cafe geführt, was die Qualität des Tonmaterials zwar stark beeinträchtigt hat, aus meiner Sicht aber weniger die Atmosphäre der Vertrautheit.

36 In der Regel einigte ich mich im Interviewvorgespräch mit den befragten Jugendlichen auf die gegenseitige Ansprache mit „Du“. Deutlich wurde aber, dass dieses von einzelnen Interviewten nicht unbedingt gewünscht wurde – wie bspw. im Fall Josef, wo der Interviewte mich als Interviewerin konsequent siezt, ich den Interviewten meinerseits auch auf seinen Wunsch sieze, diese Ansprache allerdings im Interviewverlauf nur bedingt durchhalte. Die in den Interviews jeweils von mir genutzte Form der Anrede entsprach aber in der Regel den Wünschen der Interviewten. Eine gewisse (wohl milieugeprägte) Naivität der Forscherin hinsichtlich des enthierarchisierenden Versprechens einer gegenseitigen

zeigte Interviewerin-Verhalten wurde die vormalig begrenzende und gleichzeitig auch überfordernde Zeitangabe von etwa einer Stunde umgearbeitet zu der Formulierung „nimm Dir so viel Zeit wie Du möchtest“ und auch die explizite Erinnerung an die etwas irritierende, weil zurückhaltende Interviewerin-Rolle mit der Formulierung „ich werde zuhören...“ in der Erzählaufforderung geht auf Rückmeldungen als dem Probe-Interview zurück, dem noch eine andere, weniger ausführliche Erzählaufforderung zugrunde lag.³⁷ Bereits zu Beginn war mein Verhalten als Interviewerin dem für narrative Interviewführung zentralen Anspruch verpflichtet, aktiv zuzuhören, also „nicht durch Detaillierungsfragen [zu unterbrechen], sondern ... nur durch parasprachliche Bekundungen wie „mhm“ oder, bei Stockungen in der Erzählung, durch motivierende Aufforderungen zum Weitererzählen, durch Blickkontakt und andere leibliche Aufmerksamkeitsbekundungen“ (Rosenthal 2008: 146) den Erzählfluss zu stimulieren. Während es mir bereits zu Beginn gut gelang, jegliche Unterbrechungen in den Anfangserzählungen zu vermeiden, erwies sich die Unterscheidung zwischen einer „einführend mitgehen[den]“ (Schütze 1987: 239), z.B. durch Lachen oder Betroffenheitsbekundungen und einer zu vermeidenden bewertenden Kommentierung des Gesagten, wie z.B. durch Lachen oder bestärkende Worte wie „ja“, als keineswegs einfach für mich. Vor diesem Hintergrund kann eher die gesamte Erhebungsphase als Lernprozess charakterisiert werden, der mich zu einer zunehmend kontrollierten Interviewführung angeregt hat, wobei allerdings besonders intensive Interviewsituationen in Ausdrücken mangelnder Distanznahme meinerseits regelmäßig ihren Ausdruck fanden.

Ansprache mit „Du“ ist aber nicht von der Hand zu weisen und hat in der Befragung von Studierenden deutlich reibungsloser funktioniert als bei Nicht-Studierenden.

- 37 Die „Verletzung der Rollenerwartung“ (Flick 1999: 121) durch die Interviewerin, die in narrativen biographischen Interviews gewissermaßen angelegt ist, zeigt sich regelmäßig in den meist suchenden Vor-Anfangs-Sequenzen der Interviews, die oft von der gegenseitigen (Rück-)Versicherung, dass es jetzt wirklich los gehe, geprägt sind. Aus meiner Sicht kann dieser Prozess, des sich Zurechtfindens in dieser letztlich künstlichen Gesprächssituation aber nicht umgangen werden, z.B. durch mehr Informationen im Vorgespräch – er gehörte, zumindest in den von mir erhobenen Interviews, zur Situation narratives biographisches Interview führen/geben dazu. Daran wird bereits deutlich, dass Alltagskommunikation nach anderen Regeln als denen, die für narrative biographische Interviewführung gelten, funktioniert. Auch gibt es ein Interview im Sample, bei dem der Versuch, durch die narrative Erzählaufforderung eine biographische Erzählung zu stimulieren, nahezu als gänzlich gescheitert betrachtet werden muss. Das Gefühl in der Interviewsituation, dieser Jugendliche mag sich mir nicht (körperlich) zuwenden und sich mir gegenüber kaum öffnen, findet dann auch im eher zähen und unsicheren Frage-Antwort-Charakter des gesamten Interviews seinen Ausdruck. Gründe dafür können u.a. in den wenig günstigen Rahmenbedingungen, wie dem vergleichsweise kurzen persönlichen Vorgespräch und einer Freistellung des Interviewten in seinem Ausbildungsbetrieb für die Zeit des Interviews gesehen werden.

Für den nachfolgenden internen Nachfrageteil, der auf weitere detaillierende Erzählungen zu einzelnen, in der Regel nicht oder unvollständig erzählerisch entfalteten Passagen, abzielt, erwies sich die Formulierung konsequent narrativer Nachfragen für mich als relativ schwierig. Dies könnte darin begründet sein, dass ich aufgrund der aktiven Zuhörerin-Rolle bisweilen das Aufschreiben von Notizen als unpassend empfand, was dann in eher vage Formulierungen für Nachfragen zu dem bereits Erzählten mündete. Es ist aber sicherlich auch darauf zurückzuführen, dass die von mir anfangs genutzte Formulierung „Erlebnisse zu erzählen“ sich für einige Interviewte vermutlich als zu abstrakt und sperrig erwies³⁸. So ging ich mit zunehmender Interviewpraxis eher dazu über, nach weiteren Erinnerungen an konkrete Situationen zu fragen und mir Formulierungen für erzählgenerierende Nachfragen zurecht zu legen (vgl. Interview-Leitfaden). Der nachfolgende erste externe (Nach-)Frageteil erwies sich eher als wenig anregend zu weiteren detaillierten Erzählungen, sondern ließ die zunehmende Dynamik eines (investigativen) Interviews, bei dem eine etwas wissen will und der andere etwas dazu sagen kann, stärker hervortreten. Der zweite, eher faktenorientierte, externe Frageteil – der ebenfalls mündlich erhoben wurde – unterstrich diese Dynamik zum Ende des Interviews noch. Wo ich – was forschungspraktisch keineswegs immer gegeben war – alle Teile vollständig erheben konnte, ergab sich insbesondere aus den sehr formalen Fragen gegen Ende eines oftmals sehr persönlichen Interviews eher die etwas unpassende Situation eines Abfragens. Vor diesem Hintergrund wäre der Einsatz eines kleinen Fragebogens zu den Sozialdaten, den die Interviewten selbst ausfüllen, vielleicht angemessener gewesen. Abgeschlossen wurde der Erhebungsvorgang nach Beendigung des Interviews durch die Protokollierung der Besonderheiten von Kontaktaufnahme und Interviewsituation, die ebenfalls auf dem zugehörigen Interview-Leitfaden festgehalten wurden.

Feldzugang, Sample und Erhebungszyklen

Vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass der oder die Forschende im Setting qualitativer Forschung „nicht als ‚Neutrum‘ im Feld und Kontakt mit den (zu befragenden ...) Subjekten agier[t]“ (Flick 1999: 71), stellt sich die Frage, wie dieser Feldzugang und Kontakt konkret angebahnt wird. Vor dem Hintergrund meiner beruflichen und privaten Kontakte zu Schulen, sozialpädagogischen Einrichtungen der Jugendhilfe und Universitäten, bat ich KollegInnen und Studierende im norddeutschen Raum um ihre Mithilfe bei der Suche nach Interviewpartnern, die den von

38 In ihrem anwendungsbezogenen Einführungsbuch zu narrativen biographischen Interviews verweist Ivonne Küsters (2009) explizit darauf, dass es für die Erzählaufforderung wie für die Nachfragen wichtig sei, eine „alltagssprachliche Diktion“ (a.a.O.: 45) zu wählen. Mir ist erst im Zuge der wiederholten Interviewführung klar geworden, dass die Aufforderung „Erlebnisse zu erzählen“ dem nur bedingt entspricht.

mir festgelegten Kriterien entsprachen: Sie sollten im Alter zwischen 20 und 25 Jahren, männlich, bereits länger in Deutschland lebend und auch dort zur Schule gegangen sein und solche Menschen, von denen Statistiker und andere, vielleicht auch sie selbst sagen, sie besitzen „einen Migrationshintergrund“.³⁹ Die Verbreitung meines Interviewgesuchs⁴⁰ erfolgte nach dem Verweisungs- und Schneeballprinzip, so dass mir in der Regel Interviewpartner vermittelt wurden, die die vermittelnde Person – meist aus einem institutionellen Zusammenhang – kannten, die wiederum ich kannte. Daraus ergab sich insbesondere für die Phase der Kontaktabnähung in der Regel ein erster wertvoller gemeinsamer Gesprächs- und Bezugspunkt. Allerdings ist augenfällig, dass bei diesem Vorgehen durchaus die Gefahr besteht, „nur ein bestimmtes [hier: eher pädagogisch geprägtes] Milieu zu erreichen“ (Thon 2008: 130). Dieser Gefahr kann ich nur in dem sehr eingeschränkten Maße begegnen, dass ich einerseits die Kontakt-Wege als über Angehörige pädagogischer Einrichtungen vermittelte benenne und andererseits darauf verweise, dass sich die Interviewten nicht im direkten Bekanntenkreis, also „weit genug außerhalb der persönlichen ‚Reichweite‘ der Forscherin“ (ebd.), verorten lassen.

Die Einschränkung der Suche auf *männliche* Interviewpartner ergab sich aus der ersten Aufarbeitung des Forschungsstandes: Einerseits wurden „männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund“ innerhalb des Bildungsbenachteiligungsdiskurses

39 Dass bei diesen Auswahlkriterien der „Migrationshintergrund in den Vordergrund rückt“ – wie Erol Yildiz an anderer Stelle und in anderem Zusammenhang ironisch kommentierte (vgl. Yildiz 2010) – ist dem Versuch geschuldet, einen alltagsweltlich verständlichen Duktus für die Suche nach Interviewpartnern zu verwenden. Dass ich damit eine Etikettierungsproblematik selbst mit betreibe und betrieben habe, die Gegenstand der kritischen Auseinandersetzung in dieser Dissertation ist, erscheint mir retrospektiv zwar unglücklich, aber gleichwohl schwierig zu vermeiden. Ein veränderter – und an dieser Stelle weniger pragmatischer – Umgang mit dieser Frage hätte aus meiner Sicht heute aber grundsätzlich zu einer anderen Untersuchungsanlage geführt, die z.B. die Fokussierung auf „Jugendliche mit Migrationshintergrund“ insofern gänzlich vermieden hätte, als sie sowohl dominanzdeutsche, als auch nicht-dominanzdeutsche Jugendliche hätte befragen können. Wenn mich aber der Unterschied in der Lebensgestaltung zwischen diesen und jenen interessiert, wäre die Unterscheidung zwar nicht für die Erhebung selbst, aber nachfolgend auch bedeutsam geworden – es scheint mir hier insofern eher ein Grunddilemma von „Migrationsforschung“ ausgewiesen zu sein, das ich an verschiedenen Stellen dieser Arbeit bereits herausgestellt hatte (vgl. Kap. Einleitung: 10ff.; Migrationsforschung: 47ff.).

40 Die Verbreitung erfolgte weniger als erwartet über Aushänge, sondern eher über Information per E-Mail und dann über eine direkte persönliche Ansprache oder Vermittlung von potentiellen Interviewpartnern durch die Kontaktierten. Es gab keinen Fall, wo sich einer der Interviewpartner bei mir einzig aufgrund eines Aushanges gemeldet hätte – was auch an dem wenig informativ gestalteten Aushang liegen könnte.

statistisch als stärker benachteiligte und hinsichtlich ihrer Einmündung ins Berufsleben eher gefährdete Gruppe ausgewiesen (vgl. Diefenbach 2007: 73, 76, FB 2000: 178). Andererseits zeigte der Blick auf die qualitative Migrationsforschung, dass männliche ‚migrationsandere‘ Jugendliche hier vornehmlich im Zusammenhang mit Devianz thematisiert werden (vgl. kritisch: Spindler 2007), weniger im Zusammenhang mit Bildung oder formalem Bildungserfolg (vgl. Badawia 2002: 41ff.). Auch die Einschränkung des *Alters* der Interviewpartner auf zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre ist einer Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand geschuldet: Während ich in der allerersten Konzeption der Untersuchung noch von Schülern zwischen 16 und 21 Jahren als Zielgruppe ausgegangen war, hat insbesondere die Lektüre der Längsschnittuntersuchung von Sabine Mannitz (2006) mich dazu bewogen, den zeitlichen Abstand der Befragten zur eigenen Schulzeit etwas größer anzusetzen.⁴¹ Auf eine weitergehende Einschränkung der Untersuchung, z.B. auf Jugendliche, die gemäß ihrer natio-ethno-kulturell gefassten „Herkunft“ unterschieden werden könnten, wurde verzichtet, weil dies eine doppelte Einschränkung bedeutet hätte: zum einen hätte eine solche Einschränkung aus meiner Sicht die Gefahr einer ethnisierenden Rezeption der Untersuchungsergebnisse verstärkt, zum anderen erschien mir diese Einschränkung als zu massiv bzw. gleichzeitig zu unscharf und insofern nachteilig, angesichts einer sehr offenen Forschungsfrage, für die die Frage ob und wenn ja, welcher Befragte, in welchem Zusammenhang welche Zuschreibungen als ‚fremder Anderer‘ erhält, gerade interessant ist.⁴²

41 So stellt Sabine Mannitz (2006) fest, dass die von ihr befragten Jugendlichen zur Zeit ihres Schulbesuchs die eigene Schulzeit wenig kritisch reflektieren konnten. Im Zuge ihrer zweiten Erhebungsphase - 4 Jahre später -, nach Beendigung der Schulzeit und Eintritt ins Studien-, Familien- und Berufsleben hingegen werden von den Befragten konkretere und differenziertere Bewertungsmaßstäbe angelegt. Sie hält fest: „Unter den frappierenden Auffälligkeiten war beispielsweise, dass kritische Kommentare zu eigenen Benachteiligungen zu Schulzeiten stets, prompt und nahezu stereotyp als individuell gelagerte Probleme formuliert wurden. [...] [Sie] waren aus Sicht meiner GesprächspartnerInnen nicht der Rede wert und blieben aus ihren Problemerkörterungen weitgehend ausgeklammert, als sie noch SchülerInnen waren“ (Mannitz 2006: 95, Hervorheb. NR). Dieser Befund legt nahe, Jugendliche erst mit einem mehrjährigen Abstand zur Bewertung ihrer Schulzeit, insbesondere im Hinblick auf erlebte Diskriminierungen, zu interviewen. Berücksichtigt man zudem, dass Brüche in den Schulkarrieren von migrationsanderen Jugendlichen wahrscheinlicher sind (vgl. King 2006, Schulze/Soja 2003), erscheint es sinnvoll, das Alter der Untersuchungsgruppe auf zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre hinaufzusetzen.

42 Insbesondere die vergleichsweise starke Beforschung von in Deutschland lebenden Menschen, die oftmals als „TürkInnen“ untersucht werden, hätte es dann z.B. eher nahe gelegt, sich Menschen anderer „Herkünfte“ zuzuwenden, die bislang weniger umfangreich unter-

Dem schrittweisen und zirkulären Forschungsvorgehen qualitativer Forschung verpflichtet, erfolgte die Datenerhebung im Rahmen von zwei Erhebungszyklen, von denen der erste zu Beginn des Disserationsprojektes, im Mai und Juni 2007, stattfand, während der zweite Erhebungszyklus nach der schrittweisen Auswertung und ausführlichen Interpretation der ersten Interviews, zwischen Oktober 2008 und Januar 2009 erfolgte. Die Kriterien für die Zusammenstellung des Samples erfuhren im Laufe des gesamten Forschungsprozesses eine Anpassung auf der Basis der ersten Interviewverfahren und -interpretationen: Während für den ersten Erhebungszyklus für mich noch im Vordergrund stand, möglichst ausgewogen Interviews mit formal weniger und mehr bildungserfolgreichen Jugendlichen zu führen, stand es für den zweiten Erhebungszyklus eher im Zentrum, solche Jugendlichen zu gewinnen, die als „markiert“ im Hinblick auf ihren Status als ‚Migrationsandere‘ gelten können, weil dieser Unterschied sich als wichtig in der ersten Auswertungsphase erwiesen hatte.⁴³ Insgesamt wurden 9 narrative biographische Interviews geführt, digital aufgenommen und für jedes Interview eine mehrseitige Zusammenfassung und eine einseitige Interviewskizze erstellt, die lebenslaufbezogene Informationen bündelt.⁴⁴ In ihrer Gesamtlänge variieren die Interviews zwischen einer halben Stunde und drei Stunden Länge, hinsichtlich des Anteils der biographischen Anfangserzählungen darin variieren sie gleichfalls stark zwischen drei Minuten und zwei Stunden. Ein Interview musste aufgrund technischer Mängel bei der Aufnahme wiederholt werden. Allen Interviewten wurde schriftlich Anonymität und das Recht zugesichert, zu jedem Zeitpunkt der Interpretation und Auswertung Einblick in die Bearbeitung des eigenen Interviewmaterials zu erhalten.⁴⁵ Das Sample setzt sich aus folgenden Interviews zusammen:

sucht worden. Da mir eine solche Festlegung aber – aus den oben angeführten Gründen – insgesamt wenig sinnvoll und eher willkürlich erschien, habe ich auf sie verzichtet.

43 Vgl. Kap. Rekapitulation der Ergebnisse: 393ff.

44 Die Zusammenfassungen wurden auf der Basis der mitgeschnittenen Tonaufnahmen der Interviews erstellt, welche mehrmals angehört wurden. Auf der Basis des Gehörten wurden die Interviews hinsichtlich ihrer Inhalte, der sequenziellen Abfolge der Themen und ihrer Besonderheiten charakterisiert, so dass inhaltlich detaillierte und dennoch einigermaßen übersichtliche Zusammenfassungen der Interviews angefertigt werden konnten, die dann wiederum als Entscheidungsgrundlage für die weiteren Auswahlsschritte für Transkription und Auswertung dienten. Die kürzeren Interviewskizzen finden sich in den Kurzdarstellungen verarbeitet, die nachfolgend das gesamte Sample überblicksartig zeigen.

45 Allerdings gelang es mir leider nicht, die Interviewten vor der Veröffentlichung der gesamten Untersuchung noch einmal in eine Diskussion über die Ergebnisse und Darstellungsform einzubeziehen – angesichts des langwierigen Forschungsprozesses erwiesen

Name	Alter	Migration? Status?	Umfang	Erhebungszeitpunkt
Bayram Özdal*	21	Einreise nach Deutschland mit 6 Jahren, als Angehörige der kurdischen Minderheit politische Flüchtlinge aus der Türkei	Insges. 1.12 St. (AE 43 Min.)	Mai 2007
Peter Schuster*	22	Einreise nach Deutschland mit 11 Jahren, Aussiedler aus Kasachstan	Insges. 0.54 St. (AE 3 Min.)	Mai 2007
Josef Schmidt*	20	Einreise nach Deutschland mit 6 Jahren, Aussiedler aus Russland	Insges. 2 St. (nur AE)	Juni 2007
Florian Becker*	25	In Deutschland geboren, Vater aus Peru in den 1980ern eingereist	Insges. 0.33 St. (AE 6 Min.)	Juni 2007
Name	Alter	Migration? Status	Umfang	Erhebungszeitpunkt
Kerim Asla*	21	In Deutschland geboren, Eltern aus Tunesien Ende der 70er eingereist, „Gastarbeiter“	Insges. 0.32 St. (AE 4 Min.)	Juni 2007
Adil Taha*	22	In Deutschland geboren, Vater aus Jordanien 1962 eingereist, vermutlich als Palästinensischer Flüchtling	Insges. 2 St. (AE 7 Min.)	Oktober 2008
Khalid Haddaoui*	24	In Deutschland geboren, Eltern aus Marokko, ca. 1970 eingereist, „Gastarbeiter“	Insges. 1.48 St. (AE 8 Min.)	November 2008
Sinan Bey*	23	In Deutschland geboren, Eltern aus der Türkei nach Deutschland gekommen, ca. Anfang 1970er, „Gastarbeiter“	Insges. 2 St. 52 (AE 64 Min.)	Januar 2009
Zifa Keita*	20	In Niger geboren, mit 14 als unbegleiteter Flüchtling nach Deutschland gekommen, politisches Asyl und später Adoption	Insges. 1.10 St. (AE 7 Min.)	Januar 2009

Abb. 5: Überblick über das gesamte Sample

Als zentrale Schwierigkeit bei der Auswahl für die eingehendere Interpretation erwies sich – insbesondere im ersten Erhebungszyklus – der Umgang mit der stark variierenden Qualität der erhobenen Interviews und der daran orientierten Auswahl für die weiteren Auswertungsschritte: Die Auswertung narrativer biographischer

sich entweder die Kontaktdaten selbst oder vielleicht das Interesse an einer solchen Diskussion als überholt, insofern meine E-Mail-Anfragen unbeantwortet blieben.

Interviews entfaltet für diese Untersuchung insbesondere dort ihre Kraft, wo sie auf detailreiche narrative Darstellungen und insbesondere narrative Ausgestaltungen von Handlungssituationen zurückgreifen kann. Im ersten Erhebungszyklus – wahrscheinlich auch aufgrund der weniger ausgeprägten Interviewerfahrung der Forscherin zu diesem Zeitpunkt (s.o.) – hatte sich ein relativ deutlicher Zusammenhang zwischen dem Detailreichtum, der Narrativität der Interviews, der Länge der Anfangserzählungen und ihrer Gesamtlänge gezeigt, weswegen nacheinander die beiden längsten und damit verbunden auch inhaltlich vielfältigsten, narrativsten Interviews dieses Erhebungszyklus für die Transkription und weitere Bearbeitung ausgewählt wurden (Bayram Özdal* und Josef Schmidt*). Das am wenigsten gelungene narrative Interview aus diesem Erhebungszyklus, das unter dem Pseudonym Peter Schuster* firmiert, wurde zwar auch für die Transkription ausgewählt, diente aber nicht als Grundlage für eine ausführliche Einzelfallanalyse, sondern dazu, die Interviewführung der Interviewerin zu analysieren und mit Blick auf den zweiten Erhebungszyklus zu verbessern. Die im zweiten Interviewzyklus erhobenen Interviews waren hinsichtlich ihrer inhaltlichen Vielfalt als auch ihrer narrativen Ausgestaltung deutlich überzeugender. Sie hätten den Fallvergleich durchaus bereichern können, boten im Hinblick auf die Kontrastierung der Fälle aber keine gänzlich neue, noch kontrastreichere Folie an, so dass – letztlich auch aus Gründen der Arbeitsökonomie – auf ihren Einbezug verzichtet wurde. Der Auswahlprozess von Interviews für die eingehendere Interpretation entlang der Kriterien von Narrativität, Detailliertheit des Erzählens, relativer formaler Vergleichbarkeit der Ausgangsbedingungen und inhaltlicher Kontrastivität bedingte allerdings, dass in die umfassenden Einzelfallanalysen nun lediglich Interviews mit formal bildungserfolgreichen Jugendlichen eingegangen sind. Insofern leistet diese Untersuchung nur einen Beitrag zur Darstellung der Lebenssituation formal bildungserfolgreicher Jugendlicher, was sich für mich als unerwartetes Ergebnis der Methodenwahl in der Erhebung darstellt.

Obwohl Gabriele Rosenthal et al. (Rosenthal et al. 2009: 189ff.) maßgeblich propagieren, dass narrativ-biographische Interviews grundsätzlich auch mit so genannten sozial benachteiligten und problembelasteten Jugendlichen durchführ- und fruchtbar seien, scheint mir – auch jenseits der Fragen von Interaktion und Interviewführung – doch eine gewissermaßen *methodeninterne* Präferenz bestimmter, sozial überzeugender Erzählertypen in der Erhebungsmethode bereits angelegt (vgl. auch Küsters 2009: 67). Festzuhalten bleibt im Hinblick auf die hier dargestellte Untersuchung, dass es sich für mich als schwierig erwies, in einzelnen Interviews und insbesondere in denen mit weniger formal bildungserfolgreichen Jugendlichen narrative Erzählpassagen zu generieren. Einen, wie ich finde, überaus hilfreichen Ansatz dieser Schwierigkeit zu begegnen, bieten Bourdieu et al. in „Das Elend der Welt“ an: Hier wird ein differenziertes Erhebungsdesign mit einer Vielzahl von Interviewenden eingesetzt, um die Status-, Habitus- und Milieuunterschiede zwi-

schen z.B. Interviewerin und Interviewtem so gering wie möglich zu halten (vgl. Bourdieu 1997a: 871ff.). Ein solches Design übersteigt zwar den Rahmen dessen, was im Rahmen dieser Dissertation zu leisten war, der Hinweis macht aber ersichtlich, dass das in narrativen Interviews erwartete Sprechen nicht kontextunabhängig erwartet werden kann und durch soziale Asymmetrien und Milieuunterschiede beeinflusst wird. Für Jugendliche, die bereits im Hinblick auf ihren formalen Schulerfolg die Erfahrung kennen, nicht zu genügen, kann die Nutzung des Instruments narrativer biographischer Interviews so aus meiner Sicht auch dazu führen, sie der Gefahr einer Reproduktion von Misserfolgserfahrungen durch empirische Forschung auszusetzen – was ich als problematisch empfunden habe. Die Grenzen der Methodenwahl wie auch des Interviewvermögens der Forscherin finden nun in der fehlenden Berücksichtigung weniger narrativer Interviews, insbesondere mit formal weniger bildungserfolgreichen Jugendlichen ihren etwas unbefriedigenden Ausdruck.⁴⁶

Auswertungsschritte und Transkription

Um narrative biographische Interviews wissenschaftlich zugänglich und bearbeitbar zu machen, werden sie in der Regel transkribiert. Die von mir vorgenommenen Transkriptionen orientieren sich an Transkriptionsregeln, wie sie auch in größeren Forschungszusammenhängen Verwendung finden.⁴⁷ Die damit erreichbare Verschriftlichung des gesprochenen Interviews kann als relativ genau bezeichnet werden und ist trotzdem an einer guten Lesbarkeit orientiert: So werden bspw. parasprachliche Äußerungen ebenso wie deutliche Veränderungen im Redetempo in Form von Regieanweisungen, also in Klammern notiert, statt mit Zeichen, deren Bedeutung sich erst durch intime Kenntnis der zugrunde liegenden Transkriptionsregeln erschließt. Auch auf Partiturschreibweise wird zugunsten einer besseren Lesbarkeit verzichtet. Angesichts eines Auswertungsinteresses, das nicht lediglich daran interessiert ist, was gesagt wurde, sondern wie es gesagt und zueinander sprachlich in einen Zusammenhang gesetzt wird, habe ich mich für eine – für narrativ orientierte Analysen weitgehend übliche – „mittlere“ Genauigkeit bzw. Transkriptionstiefe entschieden, die z.B. Pausen und Satzabbrüche mit dokumentiert

46 Allerdings ist es angesichts der insgesamt begrenzten Interviewanzahl auch denkbar, dass ein anderer oder mehrere unterschiedliche Faktoren im Einzelfall zu einem weniger narrativen Interview geführt haben, der formale Bildungsabschluss der Befragten hierfür also gar keine entscheidende Einflussgröße darstellt.

47 Vgl. die im Anhang dokumentierten Transkriptionsregeln. Die für diese Untersuchung genutzten Transkriptionsregeln gehen auf das Forschungsprojekt „Biographische Bildungsprozesse afrikanischer Migranten in Deutschland am Beispiel von Studierenden aus Kamerun“ zurück (vgl. Koller et al. 2003: 147), in dem ich als studentische Hilfskraft mitgearbeitet und bereits nach diesen Regeln Interviews transkribiert habe.

(vgl. Küsters 2009: 74). Wie bereits im methodologischen Teil deutlich geworden ist, betrachte ich die Transkription bereits als ersten Interpretationsschritt, was vor allem gegen die Vorstellung einer schlichten „Übertragung“ von Sprache in Text gerichtet ist. Da im Rahmen dieser Untersuchung die Person der Interviewin forschungspraktisch mit derjenigen zusammenfällt, die die Transkripte der Interviews anfertigt sowie mit derjenigen, die sie anschließend weiter interpretiert, ist von einem schrittweise abstrakter werdenden Interpretationsprozess auszugehen. Dieser Interpretationsprozess, der bereits mit der Transkription beginnt, hat sich durchaus als hilfreich für eine begründete Fallauswahl und vertiefende Interpretation erwiesen.

Das Vorgehen bei der Auswertung der narrativen biographischen Interviews ist grundsätzlich dem Prinzip der Sequenzialität der produzierten Texte verpflichtet und orientiert sich dabei wesentlich an den Auswertungsschritten, die Fritz Schütze für narrative Analysen vorgeschlagen hat (vgl. Schütze 1983: 286f., Schütze 1984: 112ff., Schütze 1987: 94ff.). Wichtig ist hierbei, jedes Interview zunächst einzeln und vollständig, als „Einzelfall“ (Schütze 1987: 245), zu rekonstruieren:⁴⁸

Der erste Auswertungsschritt ist die „formale Textanalyse“, in der bestimmt wird, ob und wo in den einzelnen betrachteten Textabschnitten argumentiert, beschrieben oder erzählt wird. Bei Schütze wird dieser erste Analyseschritt allerdings dazu genutzt, „zunächst einmal alle nicht-narrativen Textpassagen zu eliminieren und sodann den ‚bereinigten‘ Erzähltext auf seine formalen Abschnitte zu segmentieren“ (a.a.O.: 286). Das Vorgehen einer „formale[n] Segmentierung“ (Schütze 1984: 112) erscheint mir grundsätzlich sinnvoll, weshalb ich es angewendet habe, um zusammenhängende Segmente des Textes formal identifizieren bzw. gegeneinander abgrenzen zu können und so eine erste Gliederung des Textes zu erhalten. Allerdings habe ich dabei auf eine textliche „Bereinigung“, also das Ausklammern der nicht-narrativen Passagen verzichtet, weil ich im Anschluss an Koller und im Unterschied zu Schütze nicht von einer „Repräsentation des vergangenen Lebensgeschehens“ (Koller 1999a: 177), sondern von der „Konstruktion einer Lebensge-

48 Im Unterschied dazu wird z.B. in der dokumentarischen Methode die komparative Analyse, also der Vergleich zwischen mehreren Interviews bzw. Fällen, vergleichsweise früh angewandt, weil das Ziel gerade nicht die „Rekonstruktion des Fallspezifischen ‚um seiner selbst willen‘ (Glaser/Strauss 1969, 47) ist“ (vgl. Nohl 2007: 257) und sich das interpretativ Interessante eines Falles, aus Sicht der Autoren, erst auf Basis eines versuchsweisen Einbeziehens von und im Kontrast mit neuen, weiteren Fälle herausarbeiten lässt (vgl. a.a.O.: 261f.). Dem würde Schütze wahrscheinlich ebenfalls zustimmen, aber das forschungspraktische Vorgehen der dokumentarischen Methode nutzt dieses – auch bei Schütze angelegte – komparative Moment bereits früher für die Strukturierung auch der ersten Fall-Interpretation durch die Einbeziehung weiterer empirischer Vergleichshorizonte bzw. Fälle.

schichte“ (ebd.) ausgehe, so dass „die evaluative Funktion des Erzählens der referentiellen Funktion nicht [als] logisch nachgeordnet“ (ebd.) eingestuft wird.

Als zweiten Analyseschritt schlägt Fritz Schütze dann die „strukturell inhaltliche Beschreibung“ (Schütze 1983: 286) der vorher eingegrenzten einzelnen Erzählsegmente vor, die versucht, den Zusammenhang von Erzähltem, Erzähldarstellung und -verkettung zu bestimmen, wobei sie wiederum strikt sequenzanalytisch vorgeht. Die umfassenden strukturellen Beschreibungen aller Interviewsegmente sollen vor allem sicherstellen, dass nicht allein solche Passagen interpretativ erschlossen werden, die die Hypothesen der Forschenden bestätigen, der Fall also in seiner Gesamtheit zugänglich bleibt. In diesem Schritt geht es darum, anhand sprachlicher Markierungen das Verhältnis einzelner Ereignisdarstellungen zueinander und deren Bedeutung im Kontext der Gesamtdarstellung zu erhellen. Wichtige Hinweise liefern für diese Einordnung, Schütze zufolge, die „relativ ‚abstrakten‘ Prädikate in der Ankündigungs- und Ergebnissicherungsphase der Erzähleinheit“ (Schütze 1984: 112) – wobei Schütze diese vornehmlich zur „pragmatischen Brechung“ der eigenen Interpretationen nutzt (Schütze 1987: 193). Dieser Auswertungsschritt der Anfertigung struktureller Beschreibungen, wie auch der nachfolgende Schritt der „analytischen Abstraktion“ (Schütze 1983: 286), scheint mir auch dann sinnvoll, wenn es nicht direkt um das Herausarbeiten dessen geht, was Schütze „Prozeßstrukturen des Lebensablaufs“ (ebd.) nennt: Die strukturell-inhaltlichen Beschreibungen dienen auch in meiner Untersuchung dazu, durch die allmähliche Ausarbeitung von übergreifenden Erzählzusammenhängen und -mustern über einzelne Erzählsegmente hinweg, zu einer Vorstellung von der „biographische[n] Gesamtformung“ (ebd.) in einem Interviewtext zu kommen. Die Explikation dieser „Gesamtformung“ entspricht dann dem Analyseschritt der „analytischen Abstraktion“ (ebd.), der von den Besonderheiten einzelner Segmente abstrahiert und gleichzeitig einer ersten theoretischen Verallgemeinerung verpflichtet ist, die über den Einzelfall bereits begrenzt hinausweist.⁴⁹

Der bei Schütze folgende Schritt der „Wissensanalyse“, bei dem die eigentheoretischen, argumentativen Stellungnahmen der Interviewten mit den interpretativen Befunden zur Gesamtformung kontrastiert werden, erübrigt sich für diese Untersuchung, auch weil für diese die, bei Schütze daran geknüpfte, Frage nach einer „möglich[e] Selbsttäuschung“ (Koller 1999a: 174) der Interviewten als gleichermaßen problematisch wie unvermeidbar erachtet wird (vgl. Kap. Methodologie: 233ff.). Als abschließenden Analyseschritt schlägt Schütze dann „kontrastive Ver-

49 Gleichwohl Schütze mit den narrativen Analysen durchaus auf Aussagen abzielt, die theoretisch verallgemeinerbar sind, verweist er angesichts des aufwendigen Analyseverfahren darauf, dass „schon wegen des enormen zeitlichen Aufwandes der Erstellung und Verwendung narrativer Interviews eine überschaubare Anzahl von Fällen notwendig“ (Schütze 1987: 245) sei.

gleiche“ (Schütze 1983: 287) mehrerer Einzelfallanalysen vor, um nach der „Strategie des minimalen ... [oder] maximalen Vergleichs“ (ebd.) zu verallgemeinerbaren Aussagen über das zur Frage stehende soziale Phänomen (z.B. die Abkürzungsstrategien von Berufsberatern und ihren biographischen Folgen für die Beratenen, vgl. Schütze 1983) zu gelangen, die sich weiter von den Besonderheiten der Einzelfälle ablösen lassen. Beim maximalen Vergleich treten dabei stärker die Besonderheiten der Einzelfälle hervor, während beim minimalen Vergleich stärker fallübergreifende Strukturen sichtbar werden (vgl. ebd.).⁵⁰

Die Interpretation und Darstellung der, dieser Untersuchung zugrundeliegenden, Interviewtexte folgt also den Auswertungsschritten der formalen Textanalyse und Segmentierung, um für diese Segmente dann strukturelle Beschreibungen anzufertigen, die eine analytische Abstraktion erlauben, also Aufschluss über die Gesamtformung des Interviewtextes geben. Diese Gesamtformung bildet die Grundlage für den fallübergreifenden, kontrastiven Fallvergleich. Die in dieser Arbeit vorgelegte Präsentation der Fallvergleiche zeigt allerdings lediglich die Endergebnisse dieser Analyseschritte, indem sie die Gesamtformung des zur Frage stehenden Interviewtextes als Inszenierung nachzeichnet. Gleichzeitig geht sie über diese Auswertungsschritte auch angesichts des Interesses an Subjektivierungsvorgängen als ‚fremde Andere‘ hinaus, insofern sie einzelne Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen akzentuiert, sie interpretativ hervorhebt und abschließend Elemente dieser Erzählpassagen explizit unter einer anrufungstheoretische Perspektive betrachtet. Diese Besonderheiten meiner – den methodologischen Überlegungen folgenden – performativ-dekonstruktiven Lesart im Anschluss an, aber auch in bewusster Abgrenzung zu Schütze, samt ihrer Darstellungs- und Interpretationsentscheidungen, sollen nun abschließend noch einmal verdeutlicht werden.

Darstellungs- und Interpretationsentscheidungen

Auch wenn sich die genutzten Auswertungsschritte für die Fallinterpretationen und ihren Vergleich grundsätzlich bzw. mit Einschränkungen, an dem von Schütze vorgeschlagenen Verfahren narrativer Analysen orientieren, bilden sie eher den Ausgangs- als Endpunkt meiner Interpretationen. In dieser Untersuchung gehe ich – darauf hatte bereits der methodologische Teil dieser Arbeit aufmerksam gemacht – weder zentrale erzähltheoretische Grundannahmen Schützes mit, noch verstehe ich die entwickelten Interpretationen bzw. Fälle als dazu angetan, ‚Wahrheiten‘ über die Interviewten hervorzubringen. Im Versuch, das was meinen Schwerpunkt für die Interpretation ausmacht, zu verdeutlichen, möchte nun ich die zentralen Darstellungs- und Interpretationsentscheidungen offen legen, die sich als drei verschiedene

50 Eine hilfreiche, praxisbezogene Anleitung zur Umsetzung der schütz'schen Analyse-schritte findet sich insbesondere bei Südmersen (1983).

Stationen (m)einer performativ-dekonstruktiven Lesart der Interviewtexte kennzeichnen lassen: Zunächst gilt es zu erläutern, warum und inwiefern ich bezogen auf die Interviewtexte von einer Inszenierung, von Effekten und Figuren spreche. Ebenso erläuterungsbedürftig ist die Fokussierung auf einzelne Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen in der Interpretation, wobei geklärt werden soll, was als Differenz- und Zugehörigkeitserfahrung gefasst und warum darauf fokussiert wird. Abschließend wird der gleichfalls abschließende Interpretationsschritt einer anrufungstheoretischen Reflexion vorgestellt, wobei erläutert wird, worauf sich diese Reflexion bezieht und welcher Status ihr zukommt.

Inszenierung, Effekte und Figuren

Im methodologischen Teil hatte ich angegeben, dass die Erkenntnisse über den performativen Charakter eines biographieforschenden Vorgehens mich dazu gebracht haben, von dem lebensgeschichtlichen Text, der die Grundlage für die darauf aufbauenden wissenschaftlichen Interpretationen (bzw. Konstruktionen) bildet, als Inszenierung zu sprechen. Wenn ich den Interviewtext bzw. das Transkript also als dramaturgische Inszenierung verstehe und lese, dann um den Kompositions- oder Konstruktionscharakter solcher Texte herauszustreichen. Zum Verständnis eines Interviewtextes als dramaturgische Inszenierung habe ich mich dabei auch von Ralf Bohnsack anregen lassen, der die Rekonstruktion der Dramaturgie und der dramaturgischen Höhepunkte als Gegenstände mit Schlüsselfunktion für die rekonstruktive Interpretation kennzeichnet (vgl. Bohnsack 1991: 136f.).

Diese Metapher, die Rede vom Interviewtext als Inszenierung, ermöglicht es mir zu einer Aussage über die Gesamtheit des Falles zu kommen, ohne damit diese Gesamtheit abzuschließen: Auf der Basis dessen, was erzählt wurde, stellt sich der Fall in seiner Gesamtgestalt als Inszenierung, mit bestimmten dramaturgischen Höhe- und Wendepunkten dar. Gleichzeitig impliziert die Darstellung dieser Inszenierung nicht, dass die Ingredienzien dieser Geschichte oder diese Geschichte insgesamt nicht auch ganz anders erzählt und interpretiert werden könnten. Die konkrete und kontextbezogene Konstruktionsleistung des lebensgeschichtlichen Erzählens bleibt im Sprechen über Interviewtexte als Inszenierungen sichtbar, ohne dass damit die möglichen anderen Inszenierungsformate der lebensgeschichtlichen Ereignisse unsichtbar gemacht werden. Den gesamten Interviewtext als Inszenierung wiederzugeben, ermöglicht also zum einen die sequenzielle Aufeinanderfolge von einzelnen Themen, Stellungnahmen und Szenen innerhalb des lebensgeschichtlichen Textes abzubilden, zum anderen aber auch den Spannungsbogen, der in dieser spezifischen Reihung zum Ausdruck kommt, nachzuzeichnen und interpretativ zu erschließen. Das, was hier Inszenierung heißt, entspricht formal also in etwa dem, was Schütze als „biographische Gesamtformung“ beschrieben hatte, ihr Impetus ist aber weniger umfassend: Inszenierungen sind immer abhängig von dem- bzw. derjenigen, der oder diese Inszenierung arrangiert, in Szene setzt und dies mit Blick

auf ein spezifisches Publikum tut. Inszenierungen sind – um die Theatermetaphorik auszureizen⁵¹ – selbst bereits Interpretationen eines Plots, der lediglich festgeschrieben scheint. Als Inszenierung wird hier also zusammengefasst, was für den Interviewtext in seiner Gesamtanlage als charakteristisch verstanden werden kann: Als Inszenierung verstehe ich die dramaturgische Gesamtanlage des Textes mit seinen wichtigen lebensgeschichtlichen Stationen, ihren Bewertungen und Verknüpfungen, die auf dramatische Höhe-, Wende- oder Tiefpunkte zusteuert und diese hinter sich lässt.

Ähnlich wie bei anderen z.B. musikalischen oder theatralen Aufführungen erzielen solche Inszenierungen beim Publikum Effekte, diese Annahme übertrage ich ebenfalls auf Interviewtexte. Wenn ich also von *Effekten* der Inszenierung spreche und diese herausarbeite, dann sind damit nicht unbedingt intentionale, vom Erzählenden intendierte Wirkungen bei den Zuhörenden oder Lesenden gemeint, sondern vielmehr darstellungsbedingte Effekte, die sich einer kognitiven Kontrolle auf beiden Seiten entziehen können. Als Effekte verstehe ich jene verbalisierbaren Wirkungen bzw. Eindrücke, die die Rezeption einer Inszenierung in ihrer Gesamtheit und Gesamtanlage bei mir als Interpretin hinterlassen hat.⁵² Allerdings gehe ich davon aus, dass diese Effekte auf Muster des Erzählens dieser Geschichten verweisen, die die jeweilige Dramaturgie dieser Geschichten mit hervorbringen und das Spezifische der jeweiligen Inszenierung und ihrer zugrundeliegenden Erzählhaltungen markieren.

Vor dem Hintergrund einer Betrachtung des Interviews als Inszenierung können alle eingeführten Personen schließlich als *Figuren* aufgefasst werden, deren Rolle und Bedeutung im Rahmen bestimmter Szenen interpretiert und eingeordnet werden kann. Unterscheiden lassen sich dabei aktive, komplexere Figuren, solche die als aktiv sprechend und/oder handelnd in der Inszenierung erscheinen, von einfachen Figuren, die gewissermaßen als Statisten auftreten, die also eher für die rahmende Ausgestaltung einzelner Szenen relevant sind, weniger als Figur selbst. Die

51 In meiner Diplomarbeit hatte ich bereits mit diesen Überlegungen experimentiert. Dort hatte ich ein Interview als Inszenierung anhand dreier Akte näher charakterisiert, wobei mir diese Einteilung des gesamten Textes in Szenen und Akte heute allerdings als Überstrapazierung der Theater-Metaphorik erscheint.

52 Damit gebe ich auch der Ansicht Ausdruck, dass diese Interpretation nur durch mich und durch mich hindurch in dieser Weise erfolgen konnte, weshalb ich grundsätzlich von einer Lesart spreche. Versuche, gemeinsam an ein und demselben Interviewauszug zu vergleichbaren Interpretationen zu gelangen, verdeutlichen, dass maximal ähnliche Lesarten entwickelt, in qualitativer Forschung von Wissenschaftlern mit unterschiedlichen theoretischen Schwerpunkten aber schwerlich Interpretationen hervorgebracht werden können, die die Interpretationen anderer direkt bestätigen (vgl. Koller et al. 2007, Koller et al. 2003, Kokemohr, Koller 1996).

Figur, die – qua biographischem Erzählformat regelhaft – im Zentrum der Inszenierung steht und vielfach als erzähltes „Ich“ auftritt, kann dann als Hauptfigur verstanden und benannt werden.

Die Rede von Inszenierung, Effekten und Figuren ist dabei einerseits als stilistisches Mittel zu verstehen, das was bei Schütze als „biographische Gesamtformung“ bezeichnet wird, in einer Weise zu fassen, die deren Kompositions- und Konstruktionscharakter betont. Gleichfalls ist die Rede von Inszenierung, Effekten und Figuren aber eine sehr grundsätzliche Interpretationsentscheidung, die verdeutlicht, wie interpretierend mit Interviewtexten verfahren werden kann, nämlich so, dass ihre Performativität, hier vor allem verstanden als ihr Aufführungscharakter, – jenseits von individuellen Intentionen – sichtbar bleibt.

Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen

Vor dem Hintergrund eines Überblicks über die gesamte Inszenierung und dem Herausarbeiten der auf diese Inszenierung bezogenen Effekte werden einzelne Szenen (aus) dieser Inszenierung ausgewählt, also hervorgehoben, und deren detaillierte Interpretation vorgestellt. Die Auswahl dieser Szenen und ihrer Interpretation folgt dem Interesse an empirischen Erfahrungen, in denen Erfahrungen der Differenz, also eines ‚*Anders-Seins*‘, oder Erfahrungen der Zugehörigkeit, also eines *Teil-von-einem-größeren-Zusammenhang-Seins*, artikuliert werden. Anders als bei der eingangs ausführlich vorgestellten Arbeit zu „Prekäre[n] Verhältnissen“ (Mecheril 2003) wird der Begriff der Zugehörigkeit, wie auch der Begriff der Differenz, hier stärker deskriptiv und in bewusster Nähe zur Alltagssprache verwendet, nicht als analytisch-soziologischer Begriff. Wo Mecheril für die empirische Analyse zwischen positiven und negativen Zugehörigkeitserfahrungen unterschied, unterscheide ich hier zwischen Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen und ausschließlichen Zugehörigkeitserfahrungen, um die damit verbundenen Erfahrungsqualitäten besser sichtbar zu halten.⁵³ Dies ermöglicht auch, aus der Frage, inwieweit insbesondere solche deskriptiven Differenzserfahrungen als Diskriminierungserfahrungen zu verstehen sind und inwieweit sie als solche zu verstehen gegeben werden, eine (dop-

53 Denn analytisch ist es durchaus überzeugend, wenn Mecheril konkrete Rassismuserfahrungen der Modelle Rava und Ayse als negative Zugehörigkeitserfahrungen markiert, aber gleichzeitig entfernt sich ein solches Sprechen von der Anschlussfähigkeit an das empirische Sprechen in den Interviewtexten: Wenn jemand diskriminierende Rassismuserfahrungen macht und diese selbst als diskriminierende Rassismuserfahrungen wahrnimmt und artikuliert (was übrigens nicht das gleiche, sondern eine empirisch zu klärende Frage ist), wird er oder sie sich – so jedenfalls meine Vermutung bzw. mein Eindruck – eher befremdet fühlen, diese Erfahrungen vergleichsweise neutral als negative Zugehörigkeitserfahrungen (re-)präsentiert zu finden.

pelte) analytisch-interpretative Frage zu machen, der ich ebenfalls nachgehen möchte.

Solche *Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen* nachzuzeichnen und wiederum die *Effekte* dieser Erfahrungen im Hinblick auf die Subjektpositionierungsprozesse der Hauptfiguren herauszuarbeiten, steht im Zentrum dieses Interpretationsschrittes. Er ist, vor dem Hintergrund eines Überblickes über die gesamte Inszenierung und ihrer Besonderheiten, bereits stärker dem spezifischen Erkenntnisinteresse an (,migrationsanderen‘) Subjektposition(ierung)en verpflichtet, sofern sie bereits aus den Interviewtexten interpretativ erschlossen werden können. Er dient gleichzeitig als vorbereitender Schritt für die darauf aufbauenden anrufungstheoretischen Reflexionen, die in einer stärker vom Interviewtext abstrahierenden Einstellung die anrufungs- und identifizierungsrelevanten Formulierungen einzelner Szenen beleuchten. Sich mit Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen eingehender zu beschäftigen, ermöglicht interpretativ also vor allem die Positionierungsprozesse der betrachteten Hauptfiguren im Hinblick auf die Frage zu beleuchten, wie diese ihre Subjektpositionen im Verhältnis zu natio-ethno-kulturellen Differenzzuschreibungen konturieren (können). Bisweilen erweist sich die analytische Unterscheidung zwischen Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen dabei als keineswegs trennscharf.

Anrufungstheoretische Reflexionen

Die anrufungstheoretischen Reflexionen sind am stärksten meinem spezifischen, eher abstrakten Erkenntnisinteresse an einer Subjektivierung im Rassismus verpflichtet. Sie sind darauf ausgerichtet, erzählte Praxen der Fremdpositionierung in theoretisierender Perspektive als Anrufungen zu lesen und explorierend über deren Effekte nachzudenken. Die *anrufungstheoretischen Reflexionen* sind grundsätzlich daran interessiert, zu klären, inwieweit der, anhand der vorgestellten Erfahrungen nachgezeichnete, Prozess aus Selbst- und Fremdpositionierungen sich mit Hilfe der Begriffe Anrufung und Identifizierung im Sinne Butlers beschreiben und verstehen lässt. Da diese Begriffe eine Konkretisierung des recht abstrakten Wirkens von Subjektivierung bei Butler markieren, dient diese Klärung also dazu, die erzählten Erfahrungen explizit im Hinblick auf ihr subjektivierendes Potential zu (re-) konstruieren und auszudeuten. Dabei ist es zudem wichtig, Einsichten dazu zu erhalten, in welchem Verhältnis Anrufungen und Identifizierungen im jeweiligen Fall stehen und zu klären bzw. herauszuarbeiten, welche fallspezifischen Strategien des Umgangs sich im Hinblick auf diese Positionierungsprozesse erkennen lassen. Beide Fragen nutzen die theoretischen Begriffe Anrufung und Identifizierung im Sinne sensibilisierender Konzepte⁵⁴, die empirisch zu klären versuchen, was man sieht,

54 Im Rahmen der Grounded Theory werden als „sensibilisierende Konzepte“ solche Formen des Vorwissens der Forschenden verstanden, die sich aus den eigenen Erfahrungen,

wenn man den jeweiligen Fall explizit durch die Brille eines theoretisch informierten Verständnisses von Subjektivierung im Rassismus mit Hilfe der heuristisch genutzten Begriffe Anrufung und Identifizierung liest. Diese Perspektive wird deshalb als reflexive Perspektive zu verstehen gegeben und angewandt, weil ich davon ausgehe, dass Subjektivierung schwerlich empirisch identifizierbar und in diesem Sinne rekonstruktiv zu erschließen ist, was sich auch auf die zu ihrer Konkretisierung genutzten Begriffe Anrufung und Identifizierung ausweiten lässt. Eher geht es darum, erzählte Praxen daraufhin zu lesen, inwieweit sich das, was dort beschrieben wird, im Lichte einer theoretisch informierten Perspektive als Anrufung oder Identifizierung beschreiben lassen kann. Die anrufungstheoretischen Reflexionen beantworten die Problematik einer Operationalisierung von theoretischen Begriffen oder Konzepten für qualitative Forschung also im Sinne ihrer reflexiven (An-)Wendung, im Sinne der naiv anmutenden Frage: Was sieht man, wenn man mit ihrer Hilfe guckt?

Im Sinne der hier vorgestellten Interpretationsentscheidungen wird die Präsentation der vergleichenden Fallstudien und ihrer Ergebnisse folglich in einem interpretativer Dreischritt dargestellt: Den Ausgangspunkt der Darstellung bildet der dramaturgische Überblick über die gesamte Inszenierung, danach wird durch detaillierte Interpretationen von Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen verdeutlicht, inwieweit die Hauptfiguren als ‚Migrationsandere‘ entworfen und positioniert werden. Abschließend werden diese Positionierungsprozesse im Rahmen einer anrufungstheoretischen Reflexion verdichtet dargestellt und um einen Blick auf den Umgang der Hauptfiguren mit diesen Positionierungserfahrungen ergänzt.

spezifischem Kontextwissen und heuristischen Theoriekonzeptionen über den zu untersuchenden Gegenstand bzw. das zu untersuchende Feld speisen (vgl. Alheit 1999: 9). Wie Alheit verdeutlicht, werden die sensibilisierenden Konzepte im Forschungsprozess selbst durch die Konfrontation mit den Daten immer wieder angepasst, modifiziert und erweitert, bis sich auf der Basis dieses spiralförmigen Prozesses eine gegenstandsbezogene Theorie formulieren lässt (vgl. a.a.O.: 16ff.). Nun ist diese Arbeit nicht dem Anspruch einer umfassenden gegenstandsbezogenen Theoriebildung im Sinne der Grounded Theory verpflichtet, sondern versucht eher die partikulare Nutzbarmachung und Anreicherung von recht abstrakten Theorien zu zeigen, um sich mit ihrer Hilfe in komplexen sozialen Wirklichkeiten besser orientieren bzw. Dominanzverhältnisse besser verstehen zu können.